

Wege ins Ungewisse

Beiträge zum Thema Flucht in Text und Bild



Schritte auf dem Weg in die Freiheit

Flucht hat viele Gesichter. Die Gründe, warum Menschen ihre gewohnte Umgebung verlassen, um an einem anderen Ort besser und sicherer leben zu können,



sind vielfältig. Immer sind es jedoch Zwangssituationen, in denen eine Abkehr aus bestehenden Verhältnissen unausweichlich erscheint, verbunden mit der Hoffnung, dass sich das Leben zum Positiven wendet.

Meist sind es Krieg und Gewalt, politische Verhältnisse, Menschenrechtsverletzungen, zerstörte Lebensgrundlagen und eine damit resultierende Perspektivlosigkeit, die Anlass dazu geben, die Heimat – oder den sicher geglaubten Ort – zu verlassen.

Aber es gibt auch andere Situationen, in denen Menschen beschließen, ihr bisheriges Leben nicht in gewohnter Weise fortzuführen, wie etwa eine Beziehung, in der man sich nicht mehr wertgeschätzt fühlt. Weitere Ursachen können Flucht in Krankheit, Sucht oder in eine glückliche Phantasiewelt sein. In jedem Fall bedeutet eine solche Entscheidung Abkehr von einer unerträglich gewordenen Realität, verbunden mit tiefgreifenden Veränderungen im Leben eines Menschen und genährt von der sehnsuchtsvollen Hoffnung, in einer anderen Umgebung Sicherheit und Zufriedenheit zu finden.

Die vorliegenden Geschichten sind in der Form einer Zeitreise angeordnet: Beginnend im 19. Jahrhundert ziehen sie sich bis ins Hier und Jetzt und sogar darüber hinaus, wie „Am Kipppunkt“ verdeutlicht. Sie handeln von Menschen, die aus den verschiedensten Gründen die Flucht angetreten haben. Im ersten Beitrag aus dem Jahr 1852 wird davon erzählt, wie ein ganzes Dorf vor Hunger und Elend davonläuft. Es folgen Geschichten über Kriegs- und Nachkriegsjahre, wobei auch die Überwindung der deutsch-deutschen Grenze thematisiert wird.

Die meisten Texte wurden von Teilnehmer:innen des VHS-Kurses „Schreiben!“ verfasst. Dazu gehört auch die Geschichte über eine Flucht in einem weit entfernten Teil der Welt – nämlich in China. Ergänzt werden die Beiträge durch zwei aktuelle Texte von syrischen Migranten, die auf poetische Weise von dem schwierigen Weg aus ihrem kriegsgebeutelten Heimatland berichten.

Immer geht es ums Ausbrechen, Entkommen und um die grundsätzliche Frage: Bleiben oder Gehen. Dabei wird in Kauf genommen, dass am Ende nichts mehr ist wie es mal war. Diese vielfältigen Erfahrungen werden in den originalen Text- und Bildbeiträgen der vorliegenden Broschüre reflektiert.

Herzlichst

Gabriele Keiser

Autorin und VHS-Dozentin

Titelbild: „Frauen auf der Flucht“ von Rita Krupp, 2022, Acryl auf Leinwand, 40 x 50 cm.

Textbeiträge

4	Die Form eines Herzens	Guido Theodor Krämer
6	Von Shanghai nach Taipeh	Ellen Graf
12	Ich war auf der Gustloff	Eva-Maria Gerstkamp
15	Rettung zweier Menschenleben	Gerda Stark
18	Ein unvergesslicher Sommer	Karin Zielke
21	Unsichtbar	Ursula Goldau
23	Grenzgänger	Petra Schmidbauer
27	Ronny	Johanna Braun
29	Unangenehme Wahrheiten	Manfred Nachtsheim
33	Die Farben des Lebens	Dagmar Pascher
36	Weglaufen - immer wieder	Carmen Rakemann
38	Mit angstvollen Schritten	Rezan Jango
38	Berlin, Exil und Heimat	Hasan Ze Alnoon
41	Eins, zwei, drei!	Petra Weber
43	Geflohen	Eva-Maria Gerstkamp
43	Am Kippunkt	Markus Bäcker

Bildbeiträge

1	Frauen auf der Flucht	Rita Krupp
4	Lombai – verlassenes Dorf in Spanien	Rita Krupp
9	Power of Women	Ellen Graf
13	Schnell weit weg	Klaus-Peter Püschel
16	Weg ins Unbekannte	Ursula Germann
19	Herbstspaziergang	Ursula Germann
22	Altes Kind	Ursula Goldau
25	Insel Gozo	Petra Weber
28	Bronzen zur Vertreibung	Rolf Struve
31	Fluchtwege	Klaus-Peter Püschel
34	ICH	Dagmar Pascher
37	Bürgerkriege	Carmen Rakemann
38	An den Rand gedrängt	Carmen Rakemann
41	Ankunft nach der Flucht aus der Ukraine	Petra Weber
43	Tote Taube am Wegesrand	Markus Bäcker
44	Nordsee	Walter Gottlob Hiddemann

Sonstiges

46	Autor:innen & Künstler:innen
51	Impressum

Die Form eines Herzens

Guido Theodor Krämer

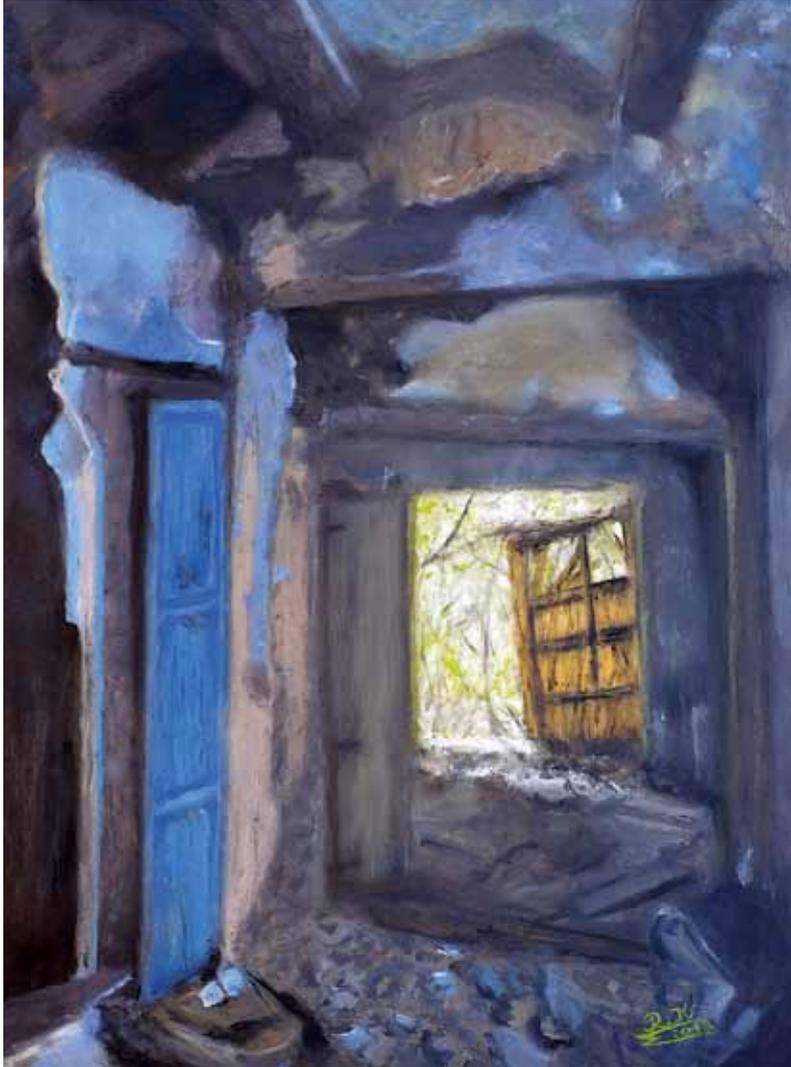
Auf leisen Sohlen schlich sich Johann an das gedrungene alte Bauernhaus heran. Dabei achtete er sorgsam darauf, keinen Ast zu zertreten, auf dass dieses Knackgeräusch ihn nicht verraten möge.

Gleichzeitig fragte er sich, ob diese Vorsicht überhaupt Sinn machte. Was sollte jetzt noch passieren, wenn man ihn erwischen würde und wer sollte es überhaupt sein, der ihn ertappen konnte?

Vielleicht der Michels, sein Ortsvorsteher aus der Nachbargemeinde Steiningen, der einen großen Anteil an allem hatte, was hier geschehen war? Einer seiner politischen Mitstreiter? So wie sein strenger Herr Vater, der ihn gestern in einem fensterlosen Schuppen einschloss, worauf es ihn die Nacht über in völliger Verzweiflung und in einer ungewissen Dunkelheit innerlich zerriss? Trotzdem achtete der junge Mann auf jeden seiner Schritte. Es war ihm ein vertrautes Ritual, wenn auch zu einer ungewöhnlichen Zeit. Am Morgen, etwa eine Stunde vor Mittag. Gewöhnlich war er abends hier umhergeschlichen, in

der Hoffnung auf ein kurzes Stelldichein.

Nun knurrte auch noch sein Magen. Natürlich hatte Vater ihm kein Essen bringen lassen und er war bereits fast einen Tag ohne Nahrung. Er schluckte trocken und hielt sich eine Hand



„Lombai - verlassenes Dorf in Spanien“ von Rita Krupp, 2018, Öl auf Holz, 70 x 50 cm.

auf den leeren Bauch. Die Wut auf seinen Altvorderen ließ seine Beine leicht erzittern. Dann schloss er kurz die Augen und versuchte, sich zu sammeln. „Es ist eh egal!“, dachte er. Er hätte sowieso keinen Bissen verschlingen mögen. Johann hatte nun die Hauswand erreicht und lugte durch ein winziges Fenster, dessen Glas vor Alter stumpf erschien. Er blickte in ein schemenloses, düsteres Nichts. Dann stutzte er. Hatte sich dort etwas bewegt oder war das bloß eine Spiegelung der Sonne gewesen? Der schwach glimmende Docht, der noch immer in seinem Herzen gegen vollendetes Schwarz ankämpfte, schien sich aus einem Funken Hoffnung neu zu entfachen. Mit noch immer vorsichtigen, doch eiligen Schritten huschte er an der ergrauten Steinmauer entlang, die das Bockfachwerk, welches auf Höhe seines Kopfes begann, und das bis unter das gedrungene Dach reichte, trug. An der Hausecke angekommen, spähte er auf den Vorplatz. Niemand war zu sehen. Es war nicht so, dass das kleine Dorf Allscheid mit seinen achtzehn Häusern in den vergangenen Jahren eine besonders lebhaftete Gemeinde gewesen wäre, doch ein paar spielende Kinder oder einige ältere Männer, sowie ein, zwei gackernde Hühner hatten sich immer vor den ärmlichen Gebäuden herumgetrieben.

Johann richtete sich auf und schritt vor die Häuserfront. Die Haustüre stand offen und nach kurzem Zögern trat er ein. Ihm wurde sofort klar, dass niemand mehr hier war. Sein eben noch neu entzündeter Docht verglomm nun endgültig. Innere Dunkelheit nahm von ihm Besitz. Ihn fröstelte, obwohl der Juli 1852 ihn doch eigentlich erwärmen sollte.

Die Küche war verlassen. Ein leerer, alter Holztisch, ein kalter Ofen. Eine alte TonSchüssel, die wie vergessen auf dem Sims des kleinen Fensterchens stand, durch das er eben noch versucht hatte hindurchzuschauen, empfingen ihn. Stubenfliegen schwirrten summend umher und suchten wohl vergeblich nach ein paar übriggebliebenen Essensresten. Es war die Zeit, in der niemand ein noch so kleines Brotkrümelchen verschenkte. Er durchquerte den Raum und passierte die offene Tür eines kleinen Zimmers, das das Elternschlafzimmer gewesen sein musste. Die Größe

des abgezogenen Bettes wies darauf hin. Rechter Hand ging eine schmale, zertretene Holzterre ab und führte hinauf in das obere Stockwerk, während es geradeaus wohl in den verlassenen Stall zu gehen schien. Auch dort hatte schon lange keine Ziege mehr geblökt, keine Kuh mehr Milch gegeben und sich kein Schwein mehr gesuhlt. Johann betrat die Stufen. Knarrend führten ihn seine Schritte nach oben, wo er sich wegen der niedrigen Decke ducken musste. Von dem kleinen Flur gingen zwei Zimmer ab. Er entschied sich, durch die rechte Tür zu treten, denn im linken Raum stand ein zweites Ehebett, das wohl einstmal den Großeltern gehört haben musste. Der junge Mann erinnerte sich daran, dass Amalies Großmutter hier noch bis vor einem halben Jahr gelebt hatte. Der Großvater war bereits vor zwei Jahren verstorben. Die Familie hatte das Zimmer danach vermieten wollen, aber welcher Kostgänger verlief sich schon nach Allscheid in das Dorf der Spieler, Faulenzer und Schuldner? Eine Gemeinde, die drohte, den anderen Bürgern auf der Tasche zu liegen. Es stieß Johann bitter auf. All diese üblen Reden und Feindseligkeiten über die Verderbtheit der Allscheider hatte er nie geglaubt. Er war oft hier gewesen und hatte nur die Armut gesehen. Die Bewohner des Dorfes unterschieden sich nicht von jenen, mit denen er und seine Familie im nahen Steinigen lebten. Nur, dass es sie in diesen schweren Zeiten, die von hohen preußischen Steuern und Missernten geprägt waren, noch härter getroffen hatte als alle anderen. Waren sie doch eh schon lange verschuldet. Der Boden an dem kleinen Flüsschen Alf gab nichts mehr her, die Wiesen waren feucht. Krankheiten hatten das Vieh heimgesucht. Es war ein Elend! In der kleinen Kammer sah Johann das Gestell eines weiteren Bettes. Davor musste eine Truhe gestanden haben. Ihre Umrisse waren auf dem Boden durch Verfärbung noch zu erkennen. Johann setzte sich auf den hölzernen Betttrand und strich über den Rahmen. Hier musste seine Amalie geschlafen haben. Einen Moment lang fühlte er sich ihr nahe. Der junge Mann schloss die Augen und presste seine Kiefer fest zusammen. Wut und Verzweiflung rangen mit ihm, aber so wollte er diesen Moment nicht verbringen. Er konzentrierte sich auf das Gesicht seiner Liebsten, auf ihr schwar-

zes, lockiges Haar, ihre strahlend blauen Augen, die zarte Figur und festen Hände, die immer wieder vertrauensvoll die seinen gedrückt hatten. Ihm, dem Sohn eines Bauern, der noch Tiere im Stall hatte, galt ihre Zuversicht. Ihm, dem Erben eines respektablen Gehöftes, dem die Not in dieser Zeit zwar einiges abverlangte, seine Existenz jedoch nicht gefährdete. Wie oft hatte sie ihn gemahnt, dem Herrgott zu vertrauen und die Hoffnung auf eine gemeinsame Zukunft nicht aufzugeben. All dies schien nun zerbrochen.

Johann schämte sich. Sein Vater war einer der einflussreichsten Bauern Steiningens. Seine Familie genoss hohes Ansehen. Trotz aller Not hatten Amalies Augen stets gelächelt. Sogar noch in den letzten Tagen, als bereits festgestanden hatte, dass die gesamte Bewohnerschaft Allscheids das Dorf würde aufgeben müssen. Der junge Mann schluckte. Er stellte sich vor, wie Amalie nun, in diesem Augenblick auf einem Leiterkarren saß. Wie sich eine Kolonne von Fuhrwerken in Richtung Rotterdam bewegte. Hin zum Meer, um von dort in das weit entfernte Amerika zu reisen. In eine unbestimmte Zukunft. Bettelarm, ängstlich und verstoßen. Ach, hätte er Amalie nur noch ein einziges Mal sehen können, doch das hatte der Vater verhindert. Es sei schließlich zu seinem Besten, hatte er gebrüllt. Er, der mit seinen Gesellen diese unseelige Idee gehabt hatte, den Säufern und Spielern von Allscheid ihr Dorf abzukaufen. Unter der

Bedingung, dass sie mit dem Geld verschwanden. Über den Horizont, weit weg! Fort von ihrem Gewissen, fort von ihrem Hass und fort aus ihrem Gedächtnis. Fort von ihren Geldbeuteln. Auch dies sei zu ihrem eigenen Besten! Manche glaubten dies sogar. Da war sich Johann sicher. Die Steininger waren an sich auch nicht schlechter als andere Menschen. Es war die Not und die Angst, die sie zu solchem Tun antrieb. Das Gewissen ließ sich leicht betrügen! Spuren ließen sich verwischen. Ja, das Dorf würde man danach schon bald abreißen. Nichts würde bleiben. Nichts würde an ihre einstige Existenz erinnern und schon bald würde man sich mit der Mär von den glücklichen Allscheidern in Amerika selber die Seele freisprechen. Doch jeder war sich im Grunde sicher, dass man sich der Verblendung hingab. Alleine schon die Fahrt über das weite Meer erschien dem jungen Bauernsohn wie ein Himmelfahrtskommando.

Johann öffnete seine Augen und als hätte es so sein sollen, fiel sein Blick auf ein paar seltsame Unregelmäßigkeiten im Putz der Wand. Er sprang auf und schlich näher heran. Seine Hände berührten die eingeritzten Kratzer. Sie waren noch frisch, denn auf dem Boden zeigte sich der Staub und die keinen Brocken, die sicher noch gestern zu der Wand gehört hatten. Sein Zeigefinger ging der Zeichnung nach. J und A stand dort. Um die Schrift herum erkannte er die Form eines Herzens.

Von Shanghai nach Taipeh

Ellen Graf

Mein Name ist Guan Qi-Mei. Ich wurde im Jahr des Büffels im Mai 1937 in Shanghai geboren als fünftes Kind und erste Tochter von insgesamt neun Geschwistern. Mein Ba war ein angesehener Beamter bei der Bank of China. Für einen Südhinesen war er sehr groß, hatte grau melierte Stoppelhaare und trug eine Nickelbrille. Er war das unumschränkte Familienoberhaupt, nach dessen Willen sich jeder richten musste. Furchteinflößend ist das Wort, das mir einfällt,

wenn ich an ihn denke. Statt zu sprechen, schrie er durch das ganze Haus. Ich glaube, es hat ihm gefallen, wenn wir uns alle aus Angst vor ihm versteckten.

Meine Ma war eine kleine, eingeschüchterte fleißige Frau, die in ständiger Furcht vor ihrem Mann lebte. Sie kümmerte sich um alles, was im Haus anfiel, in erster Linie um die Pflege und Aufzucht ihrer Kinder, was nicht immer einfach war. Ständig musste sie befürchten,

dass ihr Mann sie in einem Anfall von Jähzorn einer außerehelichen Beziehung verdächtigte. Vollkommen lächerlich, denn sie durfte keinen Schritt ohne Begleitung außerhalb des Hauses tun. Noch nicht einmal ihre Kleidung durfte sie selbst aussuchen.

Eines Abends kam Ba von der Bank nach Hause und verkündete laut befehlend: „Wir Nationalisten müssen vor den Kommunisten und ihren Gräueltaten nach Chongqing flüchten, um dort Jiang Kai-Shek und die Republik zu unterstützen. Morgen früh holt uns ein Militärlaster ab! Packt alles Wertvolle, Kleidung, Bücher und Lebensmittel ein!“

Meine vier großen Brüder und Mutter guckten sich verschreckt an. Dann rannten sie wie vom Blitz getroffen nach oben, um ihre Sachen zusammenzupacken. Ich muss ungefähr fünf Jahre alt gewesen sein und verstand genauso wenig wie meine beiden kleinen Geschwister, was vor sich ging.

Am nächsten Morgen stand Ba wie ein Dirigent auf der Eingangstreppe und bellte Befehle und Anweisungen. Soldaten, die mir Angst machten, luden unzählige Taschen und Bündel auf einen Militärlastwagen. Die gesamte Familie, auch das Kindermädchen Yatou und unser Faktotum Lao Li, ein ausgedienter Soldat, der für allerlei Arbeiten im und ums Haus zuständig war, kletterten auf die Ladefläche, während Ba sich ins Führerhaus neben die Soldaten setzte.

Wir fuhren zunächst durch unser Viertel, wo meine beste Freundin Li-Li in ihrem Haus am Fenster stand. Sie winkte mir zu und ich winkte zurück. Dann ging es weiter, über löchrige Straßen, an zerstörten Häusern vorbei. Wir sahen Menschen, die auf Bürgersteigen lebten und welche, die ihr Hab und Gut auf einem Leiterwagen hinter sich herzogen. Auch Kinder in schmutzigen Kleidern waren dabei. Viele schauten uns mit großen, leeren Augen an. Am meisten war ich verwundert über verletzte Soldaten in zerrissenen Uniformen. Sollten die uns nicht beschützen? Ba hat doch immer gesagt, dass die Kommunisten keine Chance gegen uns hätten und jetzt waren alle Menschen auf der Flucht. Mein ältester Bruder Qi-Long versuchte mich zu beruhigen. Aber ich sah, wie Ma tränenüberströmt auf die immer kleiner werdenden Umriss-Schanghai schaute.

An Straßensperren wurden wir gestoppt, aber weil Vater die richtigen Papiere vorzeigen konnte, durften wir problemlos weiterfahren. Ich kann mich nicht daran erinnern, wie lange wir unterwegs waren oder wie oft wir anhalten mussten. Irgendwann flüsterte Qi-Long in mein Ohr: „Wir sind jetzt bei Laolao, unserer Großmutter! Hier bleiben wir erst einmal!“ Beruhigt schlief ich in seinen Armen ein.

Am nächsten Morgen bin ich in einem Bett neben meiner kleinen Schwester Qi-Ling aufgewacht. Als ich Laolao energische Stimme hörte, musste ich lächeln. Sie lebte in Zhenjiang, in der Nähe des Yangzi Flusses in einem Sihefang, einem sogenannten Vier-Seiten-Hof. Alle Türen und Fenster des quadratisch angeordneten Anwesens öffneten sich zum Innenhof hin auf eine umlaufende, überdachte Veranda. Noch heute sehe ich die Säulen entlang dieser Veranda vor mir, von denen die rote Lackschicht abblätterte. Der Innenhof war voller grüner Pflanzen und sah wie ein Park aus. In einer Ecke war eine Einfriedung für Schweine, in einer anderen gackerte die Hühnerschar. Von der Straße her musste man über eine hohe Türschwelle steigen, die Mäuse, Staub, aber auch Unglück fernhalten sollte. Rechts und links neben dem Eingangstor waren zwei große, flache Steine, auf denen eindrucksvolle Löwen eingemeißelt waren. Laolao hat mir später erklärt, dass diese Löwen Stärke, Stabilität und Überlegenheit symbolisieren.

Essen war für sie äußerst wichtig. Nur zu gut kann ich mich an ihre Besuche bei uns in Shanghai erinnern. Ich sehe dann eine drahtige, kleine Frau vom Land vor mir, mit einem Antlitz, das so faltig war, dass wenn sie lachte, ihr ganzes Gesicht strahlte. Mit schnellen Schritten eilte sie in die Küche, um dort den Großteil ihres Gepäcks, nämlich Essen, abzulegen. Es waren meistens große Stücke vom Schwein, von der letzten Schlachtung, Hühnereier und Unmengen von Zongzi, einem traditionellen Gericht aus Klebreis. Wir Kinder liebten diese in Bambusblätter gewickelte Köstlichkeit, aber Ba musste natürlich darüber schimpfen: „Ah ya! Was ist das denn? Sollen die Kinder jetzt auch noch wegen Verstopfung platzen?“

Immer wieder hat Vater seiner Schwiegermutter strengstens verboten, Zongzi mitzubringen. So furchteinflößend er auch wirkte, sie hat

sich von ihm nicht einschüchtern lassen und hielt sich nicht an seine Verbote. Weder von Ba noch von irgendetwem anderen Mann hat sie Befehle entgegen genommen.

Laolao hatte sich gleichermaßen strikt gewei- gert, ihren Töchtern die Füße abzubinden. Auch sie selbst hatte keine Lotusfüße und fand diese Prozedur weder schön, noch praktisch, ange- nehm oder gesund. Ihrer Meinung nach grenzte dieses Schönheitsideal an Sklaverei und war eine Erfindung von schwachen Männern, die Angst davor hatten, dass ihre Frauen weglaufen könn- ten.

Ich freute mich, denn jetzt würden wir so viele Zongzi essen, wie wir nur konnten. Vater war schließlich am Abend zuvor mit den Solda- ten im Militärlaster weitergefahren.

In der Küche hat es himmlisch nach Reissup- pe mit Hühnerfleisch und Pilzen gerochen. Bis heute wird mir bei diesem Duft ganz warm ums Herz. Gierig löffelten wir unser reichhaltiges Frühstück und Laolao war glücklich, dass es uns so gut schmeckte.

Genau wie meine Ma hatte Großmutter neun Kinder, einige lebten bei ihr im Sihefang. Meinen Großvater habe ich nie kennengelernt, denn er ist vor meiner Geburt, im Krieg gegen die Japaner ums Leben gekommen. Seitdem hat sie sich um alle Familienbelange gekümmert. Sie war das, was man eine Matriarchin nennt.

Während unserer Zeit in Zhenjiang sorgte die resolute Frau dafür, dass es immer reichlich zu essen gab, denn ihrer Meinung nach waren wir alle viel zu dünn. Uns kam nichts über Kom- munisten und Flucht zu Ohren, wir durften einfach Kinder sein. Ohne Furcht und Angst. Abgeschlossen von der Außenwelt, spielten wir drei Kleinen mit unseren Cousins und Cousins meistens im Innenhof. Manchmal piesackten wir die Schweine, die sich im Schlamm suhlten oder wir versuchten, die aufgeregten Hühner zu jagen. Wir lachten viel, sangen gemeinsam Volkslieder oder unser Kindermädchen Yatou erzählte uns Geschichten vom Kaninchen, das im Mond lebt.

Unsere älteren Brüder sahen wir gewöhn- lich nur beim Essen, weil sie die meiste Zeit mit Lernen verbrachten. Vater hatte einen Hausleh- rer, Herrn Wang, engagiert, der am zweiten Tag nach unserer Ankunft bei Laolao einzog. Jeder

der vier wollte der beste und fleißigste Schüler sein. Sie hofften darauf, mit guten Leistungen Vaters Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Eines Morgens war es dann so weit, wir muss- ten weiter flussaufwärts, Richtung Chongqing. Der Abschied von Laolao, den anderen Famili- enmitgliedern und einer wunderschönen, unbe- schwerten Zeit war tränenreich. Wieso konnten wir nicht einfach hier bleiben? Kein Jammern und Weinen nützte etwas. Ba hatte beschlossen, dass wir weiterreisten und niemand wagte es, sich ihm zu widersetzen.

Von Großmutters Haus war es nicht weit bis zum Hafen von Zhenjiang. Unterwegs haben wir bereits von Weitem den Lärm gehört, den das Menschenmeer am Kai verursachte. Je wei- ter wir gingen, desto schwieriger wurde es, vor- anzukommen. Wir wurden hin- und hergescho- ben und geschubst. Mein Herz pochte immer schneller. Meine Hände waren nass. Um mich herum nur Beine. Ich hatte Angst, erdrückt zu werden. Als ob er Gedanken lesen konnte, nahm mein großer Bruder mich auf den Arm. Unter lautem Protest hat Lao Li sich im Schnecken- tempo, mit den Fahrkarten in der Hand, nach vorne zum Landungssteg vorgekämpft, wir hin- terher. Die Leute um uns herum haben uns böse angeschaut. Lao Li verhandelte mit den Soldaten und schließlich durften wir unter lautstarkem Protest der Menge an Bord.

Ba war zwar alles andere als ein herzlicher Mensch, aber er wollte auch nicht, dass es seiner Familie schlecht ging und hatte zwei Kabinen für uns angemietet. In der einen schliefen meine vier großen Brüder, Lao Li und Lehrer Wang und in der Kabine daneben Ma, meine kleine Schwester, mein kleiner Bruder, Yatou und ich.

Als wir gegen Mittag ablegten, war die Men- schenmenge am Hafen noch größer geworden. Das Schiff war überfüllt. Viele drängten sich auf den Gängen. Mutter hat uns Kleinen strengstens verboten, die Kabine zu verlassen. Sie hatte gro- ße Angst, dass uns jemand etwas Böses wollte, wir in den Yangzi fallen oder uns sonst etwas Schlimmes zustoßen könnte.

Zum Glück hatte uns Laolao mit genügend Proviant versorgt. Trinkwasser bekamen wir jeden Morgen von einem Matrosen. Während das Schiff auf dem Fluss dahinglitt, spielte Yatou manchmal mit uns und Ma erzählte von Jiao-



„Power of Women“ von Ellen Graf, 2022, Acryl auf Leinwand, 46 x 55 cm.

long, einem Drachen, der im Wasser lebt und Gott aller Wassertiere ist. Oft lagen wir schlummernd auf unseren Kabinenbetten.

Ungefähr eine Woche lang waren wir auf dem Strom unterwegs. An die einzelnen Tage kann ich mich nicht mehr erinnern. So lange es gedauert hatte, an Bord zu kommen, so lange dauerte es auch auszuschiffen. Endlich wieder an Land, machte sich Lao Li auf die Suche nach dem Militärlaster, den Ba für die letzte Etappe unserer Flucht von Wuhan nach Chongqing organisiert hatte. Schnell war der LKW gefunden. Ma und meine kleinen Geschwister setzten sich

neben die beiden Soldaten ins Führerhaus. Wir anderen versuchten uns auf der Ladefläche, zwischen den vielen Taschen, Bündeln und Paketen, einzurichten.

Immer wieder mussten wir anhalten. Straßensperren. Militär. Holprige Straßen. Kontrollen. Viele Gruppen von Menschen waren zu Fuß flussaufwärts unterwegs. Alte, Junge, wenige Männer in Zivilkleidung, Frauen und Kinder. Soldaten in schäbigem Zustand, mit schmutzigen Verbänden, die sich gegenseitig stützten. Und wir sind an allen vorbeigefahren. Als ich die trüben Augen der vorbeigleitenden Gesichter sah, schloss ich die meinen und hoffte, alles sei nur ein böser Traum und wenn ich die Augen wieder aufmachte, wäre ich in Shanghai beim Spielen mit Li-Li.

Waren wir zwei oder drei Tage unterwegs? Ich weiß es nicht mehr. Irgendwann hielten wir vor einem großen, modernen Haus in Chongqing an. Ba stand davor. Doch statt sich zu freuen, trieb er uns gewohnt lautstark zur Eile an.

Unser neues Domizil war kleiner als unser Haus in Shanghai, doch groß genug für uns alle. Neben den Schlafzimmern gab es ein großes Wohnzimmer und eine kleine Küche, sowie ein modernes Badezimmer. Aufgeregt und neugierig sind meine älteren Brüder und ich am nächsten Tag mit Lao Li zu einem Erkundungsgang losgezogen. Unser Weg führte an neuen Häu-

sern entlang in die verwinkelte Altstadt. Wir sahen viele Ruinen. Bettler saßen in den engen, schmutzigen und stinkenden Gassen. Hungrige Kinder in Lumpen, auf der Suche nach Essen, haben mich böse angeschaut. Ich hatte ein sehr mulmiges Gefühl. Als ich zu weinen anfangen, gingen wir alle zurück zu unserer Unterkunft. Chongqing war kleiner als Shanghai. Und keinesfalls schöner. Keine breiten Straßen. Eine kaputte Provinzstadt. Im Vergleich zu der Armut in der Altstadt, erschien mir unsere Wohnung wie ein Palast, den ich nie wieder verlassen wollte.

In unserer neuen Nachbarschaft, am Fuße eines Berges, lebten nicht viele Kinder meines Alters und ich verbrachte die meiste Zeit mit meiner kleinen Schwester Qi-Ling. Wir durften nicht rausgehen. „Das ist zu gefährlich“, wurden wir ermahnt. Wir spielten mit unseren Stoffpuppen, ärgerten unsere Brüder und versteckten uns in allen möglichen Ecken. Diese relativ unbeschwerte Zeit fand ein abruptes Ende am Tag meiner Einschulung. Ich bin nicht gerne zur Schule gegangen. Weder sprachen die anderen Kinder und ich den gleichen Dialekt, noch trugen wir die gleiche Kleidung. Ich war das „Flüchtlingskind“, das „verhätschelte Mädchen aus der Großstadt“ oder das „feine Töchterchen des Bankiers“. Was das bedeuten sollte, habe ich nicht verstanden, aber ich traute mich auch nicht, zu Hause nachzufragen. Aus diesen Gründen wurde mir das Lernen zuwider.

Normalerweise brachte mich Yatou zur Schule und holte mich dort ab. Eines Tages war sie nach Schulschluss nicht da und ich habe mich alleine auf den Heimweg gemacht. Zu Hause angekommen, wurde mir schnell klar, warum mich niemand abgeholt hatte, denn meine beiden jüngeren Geschwister lagen krank im Bett und mussten versorgt werden. Qi-Ling und Qi-Kai hatten hohes Fieber und ihre Haut war übersät von roten Flecken. Ich durfte nicht mehr bei ihnen im Zimmer schlafen und musste stattdessen mit einem provisorischen Lager im Wohnzimmer vorlieb nehmen. In den darauffolgenden Wochen fiel es mir schwer, Freude am Leben zu haben.

Während der Krankheit der Kleinen ist Vater in seinem Büro in der Bank geblieben. Dort hatte man ihm ein Feldbett aufgebaut. Er wollte

sich keinesfalls anstecken. Mit gesunden Kindern hatte er schon nichts anfangen können, geschweige denn mit kranken, und seine Ruhe war ihm heilig.

Fortan bin ich alleine zur Schule und nach Hause gegangen. Jeden Morgen trödelte ich und wurde oft von meinem Lehrer bestraft, wenn ich zu spät gekommen bin. Zu Hause hatte Ma ständig rote Augen. Yatou rannte hin und her und sorgte für Wadenwickel und Hühnersuppe. Jeden Abend kam ein Arzt. Nach seinem Besuch im Krankenzimmer hat er immer mit ernstem Gesicht, den Kopf leicht hin und her wiegend, mit meinem großen Bruder gesprochen. Ich saß in meiner Wohnzimmerecke und wünschte mir die unbeschwerte Zeit in Shanghai zurück. Wäre Li-Li jetzt hier, könnten wir wenigstens über die Felder laufen.

Eines Morgens, als ich aufgewacht bin, herrschte in unserer Wohnung eine beklemmende Stille. Ich schlich mich in Mutters Zimmer und fand sie im Bett liegend vor. Weinend starrte sie an die Decke. Leise murmelte sie vor sich hin. Ich konnte hören, wie sie immer wieder fragend die Göttin der Barmherzigkeit anrief: „Guanyin, warum?“ Tröstend hielt ihr Yatou die Hand.

„Qi-Ling und Qi-Kai sind letzte Nacht von uns gegangen“, erklärte Qi-Long, „sie hatten die Masern und sind jetzt bei Großvater. Der passt gut auf sie auf!“ - „Aber der ist doch tot und in seinem Grab!“ Ich schaute meinen großen Bruder an, er hatte wässrige Augen. Es dauerte eine Weile, bis mir bewusst wurde, dass ich meine beiden kleinen Geschwister nie wiedersehen würde.

Ba ist noch an demselben Tag nach Hause zurückgekehrt. Meine Wohnzimmerecke wurde zu meinem Zufluchtsort. Die Stille in unserer Wohnung war erdrückend. Ich fühlte mich allein gelassen, weil niemand Zeit für mich hatte. Für einige Wochen hat meine Mutter ihr Schlafzimmer nicht verlassen und ich bekam Angst, dass sie auch Masern hätte. Dann erfuhr ich, weshalb Ma so viel Ruhe brauchte: wir würden bald ein neues Geschwisterchen bekommen. Etwas später kam unser kleiner Bruder zur Welt, den Mutter wie ihren Augapfel hütete.

In Chongqing habe ich nie Freunde gefunden. Nach Qi-Lings und Qi-Kais Tod schottete

ich mich von der Welt ab. Sie fehlten mir sehr. Die Kinder aus Chongqing durften nicht mit mir spielen und ich nicht mit ihnen. In der Nähe unseres Zuhauses war einer der Tunneleingänge zu den Sandsteinhöhlen, in denen die Menschen sich früher, während der Bombenangriffe der Japaner, versteckt hatten. Geschützt vor dem heißen Wind, habe ich dort gegessen und nachgedacht. Meine größte Angst war, dass ich meine kleinen Geschwister vergessen könnte.

In einem Haushalt mit fünf Brüdern spielte ich als Mädchen nur eine untergeordnete Rolle. Während mein Vater streng auf die Schulbildung seiner Söhne achtete, waren ihm meine schulischen Leistungen gleich. Es war klar, wer in seinen Augen später zum Erfolg und Ruhm der Familie beitragen würde.

Die Jahre zogen ins Land. Kurz nach der Geburt unseres jüngsten Bruders, als ich ungefähr zehn Jahre alt war, eröffnete uns Vater, dass wir vor den Kommunisten zurück nach Shanghai flüchten müssten. Endlich konnten wir dieses unfreundliche Provinznest verlassen. Chongqing hat mir nie das Gefühl gegeben, mein Zuhause zu sein, auch, weil es mir meine beiden liebsten Geschwister genommen hat.

Wieder wurde die ganze Familie auf einem Militärlastwagen nach Shanghai gebracht. Diesmal waren wir ungefähr drei Wochen unterwegs. Ich hatte die Hoffnung, dass in Shanghai alles besser werden würde.

Unser altes Haus war bis auf die Grundmauern zerstört. Wir mussten in ein leerstehendes Gebäude in der Nachbarschaft ziehen. Li-Lis Familie lebte nicht mehr in unserem Viertel. Die Schulen waren geschlossen. Qi-Long, der bei Vater in der Bank arbeitete, hat immer öfter von den Problemen der Nationalregierung und den Schwierigkeiten in der Bank erzählt. Die Wörter „Taiwan“ und „Flucht“ fielen täglich. „Wo ist denn Taiwan?“, fragte ich ihn. „Taiwan ist eine Insel im südchinesischen Meer, die lange Zeit von Japanern besetzt war und jetzt wieder in chinesischer Hand ist“, antwortete er.

Wenig später teilte Ba uns mit: „Übermorgen fliegen euer großer Bruder und ich mit dem Flugzeug nach Taiwan. Ihr anderen kommt nächste Woche mit Lao Li und Yatou auf einem Schiff hinterher. Die Fahrkarten habe ich schon besorgt. Wir nehmen nur das Nötigste mit.

Und dann sehen wir uns in der provisorischen Hauptstadt Taipeh wieder!“

Am Tag unserer zweiten Flucht aus Shanghai trug jeder von uns nur einen Koffer oder eine Tasche in der Hand. Der Hafen war voller Menschen. Wie auch damals in Zhenjiang, schaffte es Lao Li, dass wir nach nur wenigen Stunden Wartezeit einschiffen konnten. Dieses Mal hatten wir keine eigene Kabine, da der Kapitän dem Befehl folgte, so viele Menschen wie möglich mitzunehmen. Die Republik würde Shanghai nicht mehr lange halten können. Mit der Einnahme der Stadt durch die Kommunisten wäre dann jede Flucht über das Meer ausgeschlossen.

Als der überfüllte Dampfer am Ablegen war, stand ich neben Yatou, die auf mich aufpassen sollte, an der Reling. Ich war zwölf Jahre alt und schaute auf die Metropole Shanghai, meine Heimatstadt, und fragte sie: „Was glaubst du, kommen wir irgendwann hierher zurück?“ Ich habe keine Antwort bekommen.

Wir waren zwei Tage auf See. Im Hafen von Jilong, wenige Kilometer nördlich von Taipeh, habe ich meinen großen Bruder schon von Weitem entdeckt. Es hat gut getan, ihn wiederzusehen! Nach einer kurzen Fahrt in Fahrradrikschas erreichten wir den Bahnhof der Hafentadt. Von dort sind wir im Zug bis nach Taipeh gefahren. Die letzte Etappe bis zu unserem Haus mussten wir nochmals in Fahrradrikschas zurücklegen. Vor einer hohen Gartenmauer hielten wir schließlich an.

Wieder waren wir in einer neuen Welt angekommen. Ich bekam ein eigenes Zimmer, denn das Haus in japanischem Stil war groß und ich war das einzige Mädchen. In der Nachbarschaft lebten Familien, die wir aus Shanghai kannten. Aber am glücklichsten war ich darüber, dass Li-Li, meine beste Freundin seit frühester Kindheit, nur wenige Häuser weiter wohnte.

In Taipeh gab es keine breiten Prachtstraßen, keine Kaufhäuser, wie ich sie aus Shanghai kannte. Die Sprache der rustikal gekleideten Taiwanesen war für uns noch unverständlicher als die der Einwohner Chongqings. Eines der Geräusche, das mich an meine erste Zeit in Taiwan erinnert, ist das Schlurfen der Zehenschuhe. Diese Zori und Geta, die der Besatzungszeit der Japaner entstammen, trugen die Inselbewohner Sommer wie Winter. Bis heute mag ich diese

Schuhe nicht und kann mich mit dem Schlapp-Schlapp, das sie beim Gehen verursachen, nicht anfreunden.

Mein ältester Bruder Qi-Long, der immer besonders unter Vater gelitten hatte, musste noch einmal zurück in die neu gegründete Volksrepublik China, um dort für Ba und die Bank geschäftliche Dinge zu erledigen. Wir haben ihn nie wiedergesehen und auch nie herausfinden können, was ihm zugestoßen ist. Wahrscheinlich wurde er von den Kommunisten erwischt, als Nationalist enttarnt und danach hingerichtet, wie so viele andere. Das dritte Kind war nun von uns gegangen und Ma hatte kein Grab, an dem sie um ihren Ältesten hätte trauern können. Insgeheim hat sie Vater die Schuld an Qi-Longs Tod gegeben, was sie jedoch nie laut ausgesprochen hat.

Heute bin ich 85 Jahre alt und wohne immer noch in Taipeh. Hier ist mein Zuhause und ich

habe mein Glück und meine Zufriedenheit gefunden. Als Jugendliche habe ich beschlossen, in Zukunft so wenig wie möglich zu reisen und an diesem Entschluss habe ich stets festgehalten. Nie wieder war ich in Shanghai, obwohl das seit Ende der 1980er Jahre möglich gewesen wäre. Laolao, die über hundert Jahre alt geworden ist, habe ich nie wieder gesehen. Ma ist früh gestorben. Vater weinte und trauerte um sie. Er hat sie zwanzig Jahre überlebt. Von meiner Familie gibt es außer mir nur noch meinen zweitältesten Bruder, der diesen Sommer 92 Jahre alt wird. Mit Li-Li, die Schriftstellerin geworden ist, bin ich bis heute befreundet. Wir telefonieren regelmäßig und sprechen oft über alte Zeiten. Ab und zu treffen wir uns. Wegen Qi-Lings und Qi-Kais frühem Tod habe ich meine drei Kinder alle gegen Masern impfen lassen. „Ja, kleine Schwester, kleiner Bruder, ich habe euch nicht vergessen und nie aufgehört, euch zu vermissen!“

Ich war auf der Gustloff

Eva-Maria Gerstkamp

Mein Name ist Roman Liebe. Als Kind war ich zusammen mit meiner Tante auf der Wilhelm Gustloff, dem damals größten Kreuzfahrtschiff der Welt. Ich muss genau überlegen, wie ich im Winter 1945 nach Gotenhafen gekommen war, wo das Schiff lag, das uns nach Kiel in Sicherheit bringen sollte. Jetzt, im hohen Alter, will ich es wagen, dem Schmerz von damals ins Auge zu blicken, als mir der Tod die Hand schüttelte. Vielleicht kann ich dann nachts besser durchschlafen.

Ich war acht Jahre alt, als meine Großfamilie 1945 von Ostpreußen vor der heranrückenden Roten Armee fliehen musste. Wochen vorher schnappte ich immer wieder getuschelte Gesprächsfetzen der Erwachsenen auf, die mich beunruhigten, deren Inhalt ich aber kaum zuordnen konnte. Ein unsichtbarer gefährlicher Geist mit übergroßen Ohren war bei uns eingedrungen und lauerte überall. Man hatte mir eingeschärft, zu schweigen, falls ich etwas vom Inhalt geheimer Gespräche der Erwachsenen

mitbekommen sollte. So konnte ich meine Familie nicht. Sie drückten sich zu zweit oder zu mehreren in Ecken und flüsterten miteinander. Ich fühlte mich ausgeschlossen, traute mich nicht, Fragen zu stellen. Bis zum Tag unserer Flucht sollte ich mich unbekümmert benehmen und wie gewohnt mit den Nachbarskindern spielen. Da ich nichts Genaueres wusste, konnte ich mich auch nicht verplappern.

Dann standen eines Tages Koffer im Flur und ich sollte meine Sachen packen. Im Rucksack verstaute ich nicht nur das Nötigste. Ich wollte alles mitnehmen, was ich tragen konnte. Mittdrin verbarg sich Bärlü, mein kleiner Stoffbär, ohne den ich abends nicht einschlafen konnte. Im Seitenfach steckte die abgegriffene Ansichtskarte der „Wilhelm Gustloff“ in all ihrer Pracht. Dieses Schiff hatte mich bereits beim ersten Anblick derart fasziniert, dass ich mir nichts sehnlicher wünschte, als einmal mit ihm zu fahren. Und nun waren wir dahin unterwegs. Ich konnte es kaum erwarten, den Weg anzutreten, den

die Erwachsenen „Flucht“ nannten. Außer mir freute sich niemand. Meine Mutter strich mir zärtlich über den Kopf, nachdem sie die Bänder meiner Fellmütze unter dem Kinn sehr fest zugezogen hatte. Mein sonst so freundlicher Vater blickte düster vor sich hin.

Niemand sollte etwas bemerken, als wir in den frühen Morgenstunden aufbrachen. Wie Diebe schlichen wir aus dem Haus und ich wurde angehalten, jedes Geräusch und jede schnelle Bewegung zu vermeiden. Meine Eltern sahen sich vorsichtig um, ob den Besatzern unsere Flucht aufgefallen war, aber nichts rührte sich. Da ging plötzlich das Licht im Nachbarhaus an und eine Gardine schob sich langsam zur Seite. Mutters Freundin Elsi winkte uns vorsichtig ein letztes Lebewohl zu. Als Mutter dies sah, schluchzte sie laut auf. Tante Veronika nahm sie in den Arm und drückte ihr solange die Hand auf den Mund, bis sie sich wieder beruhigt hatte.

„Nicht umsehen!“ Onkel Peter zog mich an sich und verbarg mein Gesicht in seinem Mantel. „Nun mach schon das Licht aus, Elsi“,

brummte er. Kurz darauf muss es wieder stockdunkel geworden sein, denn alle atmeten auf, als wir endlich unsern Kirchsprengel hinter uns gelassen hatten. Mutter drehte sich nicht mehr um. Während meine Großeltern nebeneinander auf dem Leiterwagen saßen, liefen alle anderen zu Fuß. So früh am Morgen war ich noch müde und froh, weil es so kalt war. Oma reichte mir etwas warmen Kräutertee. Das half.

Nach und nach verwandelte sich unsere zauberhafte Winterlandschaft in eine Geisterbahn mit immer neuen Schrecken, in die wir eingetreten waren, um uns in Sicherheit zu bringen. An jeder Kreuzung, hinter jedem Waldstück mussten wir mit feindlichen Angriffen rechnen, dazu kamen Bombenhagel der Tiefflieger aus der Luft. Wir waren nicht die einzigen Flüchtlinge, sehr viele Menschen waren auf dem Weg zu den Schiffen in der Danziger Bucht. Wir wurden gejagt, weil wir, ja, weil wir ... ich wusste nicht, warum. Um die verletzten und getöteten Menschen am Wegrand nicht ansehen zu müssen, hob mich mein Vater auf den Leiterwagen und



„Schnell weit weg“ von Klaus-Peter Püschel, 2020, Acryl auf Leinwand, 70 x 70 cm.

ich verkroch mich zwischen meinen Großeltern. Sie sprachen kein Wort. Das Entsetzen hatte sie verstummen lassen.

Es war eine weite Strecke von unserem Kirchsprenkel Ludendorff am Kurischen Haff, die wir zurücklegen mussten. In den gefetteten und viel zu harten Lederstiefeln war das Gehen beschwerlich. Auf dem offenen Gelände trieben eisige Stürme aufgewirbelte Schneeflocken vor sich her. Ungebremst suchten sie in meiner Vermummung aus Mütze und Schal nach kleinen Lücken. Hatten sie eine gefunden, stachen sie unbarmherzig wie Nadeln in mein Gesicht. Weil ein kleiner Sehschlitz frei bleiben musste, schmerzten meine Augen ständig und in den Wimpern gefroren die Tränen.

Nachdem wir uns in Gotenhafen zur Anlegestelle der Gustloff durchgekämpft hatten, wunderte ich mich über die riesige Menschenmenge, die auf das Schiff zuströmte. Mutter schlug die Hände vors Gesicht. Sie weinte, die anderen schwiegen. Zurückbleiben, sagte sie, würde den sicheren Tod bedeuten. Die Rote Armee sei uns dicht auf den Fersen. Das bekam ich mit und hatte plötzlich fürchterliche Angst. Ich wollte nicht erschossen werden oder zerfetzt enden. Ich hatte einige übel zugerichtete Leichen gesehen, obwohl mir meine Großeltern immer wieder die Augen zugehalten hatten. Tante Veronika ergriff als erste das Wort, fasste meine Hand und die Erwachsenen schärfen uns ein, dass wir als Familie auf jeden Fall zusammenbleiben mussten. Ich nickte brav und drängte mich an meine Tante. Den ersten Schritt auf die Gangway hatte ich mir anders ausgemalt, irgendwie erhabener. Doch unter dem Eindruck der drohenden Gefahr spürte ich nichts. Wir wurden wie Schafe in einem Pferch durch die dichtgedrängte Menge nach oben geschoben. Ich sah nur noch Menschenbeine, Wintermantelsäume und darüber die Atemnebelwolken der Angst. Schmerzhaft spürte ich so manchen Hieb eines vorbeigezerrten Gepäckstücks. Sicherheitshalber klinkte ich mich wie ein Schlüsselanhänger mit der Hand an Tante Veronikas Mantelgürtel ein, um bloß nicht fortgerissen zu werden. Sie war groß und stark und ich fühlte mich bei ihr sicher.

Plötzlich konnte ich durch eine Querstange der Reling nach unten sehen, wo unsere Verwandten noch immer in der Schlange warteten.

Meine Tante und ich legten die durchgefrorenen Hände an den Mund und formten einen Trichter. Dann schrien wir aus Leibeskräften im Duett: „Wir sind hier oben!“ und winkten heftig. Doch sie schienen uns weder zu sehen noch zu hören. Kurz darauf ertönte die Durchsage: „Die Zurückgebliebenen werden aufgefordert, die Notquartiere wieder aufzusuchen.“

Ich schluchzte laut auf, als ich sah, wie sich meine Familie vom Schiff entfernte. Tante Veronika ließ mich die Nase schnäuzen, beruhigte mich und fällt eine Entscheidung, die uns wahrscheinlich das Leben rettete.

Als es in unserer Zeitung einen Aufruf gab, Fluchtgeschichten einzusenden, fühlte ich mich sofort angesprochen. Zuerst zögerlich, als ob es die Büchse der Pandora zu öffnen galt, habe ich mich über den Untergang der Wilhelm Gustloff im Internet informiert. Nach und nach fügten sich viele Erinnerungsfetzen zu einem stimmigen Bild zusammen.

Ich habe oft darüber nachgedacht, wie es dem sowjetischen U-Boot-Kommandanten ergangen sein mag, der glaubte, er torpediere ein Schiff voller deutscher Soldaten, die sich über die Ostsee nach Deutschland retten wollten. Dass sich tausende Zivilisten an Bord befanden, davon ein großer Teil Kinder, konnte er nicht wissen.

Ich habe vom Leid der Menschen am 30. Januar 1945 gelesen, als sich der von drei Torpedos getroffene Ozeanriese langsam zur Seite neigte und wie sich die Menschen verzweifelt zu retten versuchten. Die kleinen Rettungsboote hatte ich damals über mir auf dem Schiff gesehen. Jetzt erfuhr ich, dass es zu wenige waren, die meisten davon zudem am Schiff festgefroren. Nur wenige konnten losgeschnitten werden. Gelegentlich träume ich nachts davon, wie Menschen über eisige Deckplatten ins Wasser rutschen und sehe mich als einen der ihren. Ich springe zusammen mit den Verzweifelten zwölf Meter tief in die eiskalte Ostsee und kämpfe mit ihnen einen aussichtslosen Überlebenskampf, bis ich nach Luft schnappend aufschrecke. In einem anderen Traum sehe ich mich an ein Rettungsboot klammern. Ich spüre Ruderschläge auf den steifgefrorenen Fingern, so lange, bis sie nachgeben und gleite ins eiskalte Wasser. Schweißgebadet und zitternd wache ich dann

auf, sitze aufrecht in meinem Bett.

Gerührt sehe ich mir das Video des alten Mannes an, der am Tag vor dem Untergang auf dem Schiff geboren war und kann das Wunder kaum begreifen, wie er die mörderische Kälte überlebt hat. Er war in einem Kissen in die Obhut von Soldaten gelangt und konnte nach der Rettung der Mutter übergeben werden.

Andere Überlebende berichteten, dass mein einstiges Traumschiff lautlos versunken sein soll. Auf wundersame Weise sei mit einem Mal überall das Licht angegangen und habe wie Festbeleuchtung ausgesehen. Minutenlanges und unwirkliches, fast feierliches Strahlen habe die bewegte Ostsee erhellt. Ein letztes Aufbäumen des einst so stolzen Schiffes!

Heute spricht man von der größten Schiffskatastrophe der Menschheit. Niemals zuvor oder danach sind bei einem Schiffsunglück von mehr als 10.000 Menschen nur ungefähr 1.200 gerettet worden. Es starben sechsmal so viele wie beim Untergang der Titanic.

Welch trauriger Rekord! Und um ein Haar wäre ich mit meiner Tante auch unter ihnen gewesen. Der Atem des Todes hatte uns schon umweht, aber wir waren ihm auf wundersame Weise entkommen.

Als ich gesehen hatte, dass unsere Familie nicht zu uns aufs Schiff kommen würde, zerrte mich Tante Veronika bereits hinter sich her zum Ausgang. Für mich bedeutete es wieder, mich durch einen Dschungel von aufgeregten Menschen durchzukämpfen. Während die Passagiere an eine Zukunft in Sicherheit glauben konnten, begann für

uns eine weitere Phase der Ungewissheit.

„Versprochen ist versprochen, wir bleiben zusammen“, sagte meine Tante. Ich nickte stumm. Es waren nur noch wenige Minuten bis zur Abfahrt. Wir mussten wieder Gepäckstückhürden überwinden, aber wenigstens saßen oder standen alle Leute irgendwo, da war es etwas einfacher durchzukommen. Endlich erreichten wir den bewachten Ausgang. Der Schiffsoffizier verstand zuerst nicht, dass wir das Schiff wieder verlassen wollten. Dann ließ er uns kopfschüttelnd die Gangway hinunter laufen und sagte ziemlich unfreundlich:

„So mancher hätte gerne euren Platz gehabt.“

Die Gustloff tutete bereits markerschütternd durch die Nacht, als wir wieder festen Boden unter den Füßen hatten. Ich sah noch den Qualm aufsteigen und wie die Ankerseile eingezogen wurden. Wir eilten zur Notunterkunft und fanden unsere Familie nach einigem Suchen. Ich sprang, wieder ganz unbekümmertes Kind, meinen Eltern entgegen.

„Wir waren schon auf der Gustloff, aber wir wollten nicht ohne euch fahren!“

In der Nacht, als das Schiff unterging, schlief ich völlig erschöpft mit Bärlü zwischen meinen Eltern im sicheren Zug nach Norddeutschland. Zufällig hatten wir noch Fahrkarten für alle bekommen.

Damals in Ostpreußen träumte ich davon, Kapitän der Gustloff zu sein. Heute bin ich froh, dass sich mein Traum nicht erfüllt hat.

Seitdem ich meine Fluchtgeschichte aufgeschrieben habe, schlafe ich besser. Morgen werde ich sie der Zeitung zusenden.

Rettung zweier Menschenleben

Gerda Stark

Während des Krieges arbeitete die junge Hauswirtschafterin Maria Wunderlich auf dem Rittergut Rauttersfelde im Kreis Gerdauen in Ostpreußen. Ihre Aufgabe war es, für die Verpflegung der Beschäftigten zu sorgen und auch für die Soldaten der Einheit Großdeutschland, die inzwischen dort einquartiert waren. Von

den Gutsbesitzern war niemand mehr da. Der Hausherr war zum Volkssturm einberufen worden, seine Frau hatte mit ihrem Kind bereits im November 1944 das Gut in Richtung Rheinland verlassen.

Es war am 24. Januar 1945, als das Telefon klingelte. Maria nahm das Gespräch entgegen.

Am Apparat war der Ortsbauernführer. Er gab den Befehl, dass alle zur Verfügung stehenden Transportmittel für eine schnelle Flucht gepackt werden sollten. Über den genauen Abfahrtstermin würde sie noch unterrichtet werden. Diese Nachricht gab Maria an den Gutsverwalter weiter, jedoch lehnte dieser das Ansinnen kategorisch ab mit der Begründung, er habe keine Zeit, er müsse unbedingt noch das Getreide dreschen. Diese Weigerung war ihr unverständlich, wäre es doch seine Aufgabe gewesen, die Vorbereitungen für den bevorstehenden Treck zu treffen: Pferdefuhrwerke mussten mit dem Nötigsten beladen werden, Federbetten, Decken, Kleidung, Nahrung für die Bediensteten und Futter für die Pferde. Gemeinsam sollte der Aufbruch erfolgen.

Bis zu diesem Zeitpunkt waren eigene Fluchtbemühungen bei Todesstrafe verboten gewesen. Über Monate hinweg hatten NS-Behörden die Vorbereitungen einer Flucht aus Ostpreußen unterdrückt. Doch jetzt war der Weg frei. Aber was nun? Zurück

zu ihrer Familie konnte Maria nicht, dann lief sie womöglich direkt dem Feind in die Arme. Auch wusste sie nicht, wer von ihren Liebsten noch am Leben war, zerrte doch ständig die Ungewissheit darüber an ihren Nerven. Auch auf ihren Freund, einen der einquartierten Soldaten, konnte sie nicht zählen. Während der schlimmen Zeit hatten sie zueinander gefunden und einige glückliche Stunden miteinander verbracht. Doch als sie Friedrich erzählte, dass sie von ihm ein Kind erwarte, gab er preis, dass er



„Der Weg ins Unbekannte“ von Ursula Germann, Öl auf Leinwand 80 x 80 cm. Viele Menschen sind auf der Flucht vor Krieg und Gewalt, suchen neue Wege für ein sicheres Leben

bereits verheiratet sei, was sie völlig unvorbereitet traf, hatte sie sich doch bereits eine Zukunft mit ihm ausgemalt!

Die Neuigkeiten über den rasanten Vormarsch der Russen fegten wie ein Sturm durch das Land. Inzwischen kam als Fluchtweg nur der Weg über die Ostsee in Frage, denn Ostpreußen war von der Roten Armee eingekesselt und der Landweg abgeschnitten. Nach Rücksprache mit den Offizieren, die auf dem Gut einquartiert waren, rieten diese zur sofortigen Flucht. Aber war

es wirklich sinnvoll zu flüchten? Bestand eventuell die Möglichkeit einer Rückkehr, sobald die Gefahr gebannt war? So recht glaubte sie nicht daran und zog eilig mehrere Kleidungsstücke übereinander, um während des zu erwartenden langen Marsches vor der eisigen Kälte geschützt zu sein. In letzter Minute verließ sie das Gut unter denkbar schlechten Bedingungen. Draußen lag hoher Schnee und es herrschten ungefähr minus 20 Grad Kälte. Aber im Grunde gab es keine Alternative.

Zusammen mit dem Stubenmädchen Lisbeth wurde Maria von einigen Soldaten im Lastkraftwagen bis zum nächsten Bahnhof gebracht. Dann ging es auf abenteuerlichen und beschwerlichen Wegen quer durch das ganze Land. Allein kämpfte sie sich vorwärts. Nein, das stimmte nicht ganz. Sie war ja nicht allein, trug sie doch ein neues Leben unter dem Herzen.

Auf der Schichau-Werft in Königsberg lernte Maria eine Frau mit ihrer Tochter kennen, deren Mann an der Front kämpfte. Die Frau bot Maria an, sie könne bei ihr im kleinen Haus wohnen. Während andere Zivilisten mit aller Kraft Schützengräben aushoben, durfte sie mit Rücksicht auf ihre Schwangerschaft im Haus bleiben und aus den vorhandenen Vorräten für ihre Gastgeberin Mahlzeiten zubereiten. Das war ein Glücksfall für sie, hier fühlte sie sich geborgen. Sie brauchte nicht hungernd und frierend durch die Gegend zu irren. Dennoch gab es auch hier keine wirkliche Sicherheit. Immer wieder heulten die Sirenen, wenn der Feind die Gegend bombardierte und sie musste im Keller Schutz suchen. Bei einer solchen Gelegenheit stürzte plötzlich die hintere Hauswand krachend ein. Mit Mühe und Not konnte sie zur anderen Seite des Hauses entkommen. Ein Soldat rettete sie aus diesem Inferno und nahm sie eine kurze Strecke in einem Militärfahrzeug mit. Er brachte sie ins Zentrum der Stadt, in die Nähe der Ringstraße. Aber auch hier war sie nicht sicher. Bei erneutem Fliegeralarm suchte Maria Zuflucht im Keller eines mehrstöckigen Hauses. Die Bombeneinschläge kamen immer näher, selbst im Keller waren die Erschütterungen noch zu spüren. Als sie nach der Entwarnung wieder auf die Straße trat, waren die gegenüberliegenden Häuser zusammengestürzt. Es war ein trostloser

Anblick, rundherum nur Ruinen, Trümmer und dazwischen flüchtende Menschen. Einige zogen einen Handwagen hinter sich her und blieben oft erschöpft stehen. Jeder hatte nur mit sich zu kämpfen.

Maria stapfte noch weitere 40 Kilometer in nordwestlicher Richtung, bis sie Palmnicken an der Bernsteinküste der Ostsee erreichte. Dort fand sie für einige Tage Zuflucht auf dem Dachboden eines Pfarrhauses. Der Pfarrer hatte bereits das Weite gesucht. Doch die Haushälterin verwöhnte sie mit Essen. Beim Abschied bat Maria um einen Suppenteller und einen Löffel. Nur zögerlich und in Anbetracht ihres Zustandes erhielt sie von der netten Dame das kostbare Geschenk – eine kleine Emailleschüssel und einen Esslöffel aus Neusilber. Das Material wird auch als Alpaca bezeichnet, wie man aus der Gravur auf der Rückseite erkennen konnte. Hierbei handelt es sich um ein silberfarbendes Metall, das aus einer Kupfer-Nickel-Zink-Legierung besteht. Diesen Löffel trug sie immer bei sich.

Während der Nacht fuhr Maria mit der Bahn von Palmnicken nach Pillau an der Ostsee in der Hoffnung, schnellstmöglich in Richtung Westen zu gelangen. Verzweifelt lief sie am Kai entlang und bat darum, von einem der auslaufenden Schiffe mitgenommen zu werden. Vergeblich, ohne Erfolg, alle Schiffe waren bereits belegt. Endlich – nach langem Warten – ergatterte sie am 10. April 1945 einen der begehrten Plätze auf dem Verwundetentransporter „Adler“. Der Kapitän nahm aus Gnade und Barmherzigkeit zusätzlich noch 300 Flüchtlinge an Bord, vorwiegend Frauen mit kleinen Kindern und Schwangere. Aufgrund der Überfüllung konnten die mit Schwimmwesten ausgestatteten Flüchtlinge nur auf den Gängen sitzend befördert werden. Lediglich ein schmaler Durchgang blieb frei. Am Hafen hatten sich viele Menschen von ihrem letzten Hab und Gut trennen müssen, welches sie bis hierhin gerettet hatten. Aus Platzmangel blieben zahllose Handwagen, Koffer, Körbe, Kisten und Säcke zurück.

Die Fahrt nach Stralsund dauerte eine ganze Woche. Das Schiff fuhr nur nachts, um nicht den Bomben zum Opfer zu fallen, denn die russischen Jagdflieger schossen auf alles, was sich bewegte. Zudem bestand die Gefahr, dass

sie von einem U-Boot attackiert wurden. Es war grauenhaft. Die Verwundeten stöhnten vor Schmerzen, die Passagiere wurden auf dem schaukelnden Schiff seekrank und die ständige Angst vor einem Angriff lähmte sie. An Schlaf war in der Enge kaum zu denken.

Schließlich erreichte Maria unversehrt Stralsund. Ihre Erleichterung, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben, war riesengroß. Der gefährlichste Teil der Flucht mit vielen Strapazen und Entbehrungen lag hinter ihr. Zwei Menschenleben waren gerettet!

Von Stralsund aus ging die Fahrt mit der Bahn weiter nach Hamburg. Von dort aus war eine Weiterfahrt nach Schleswig-Holstein nicht sofort möglich, da auf der Strecke ein Munitionswaggon explodiert war. Immer wieder kam es zu Verzögerungen, denn wegen der kaputten Schienen mussten ständig Gleisarbeiten durchgeführt werden. Erleichtert war Maria, als sie endlich das Auffanglager in der Kohlfabrik Meldorf in Dithmarschen erreichte. Von dort aus

wurden die Flüchtlinge auf andere Orte verteilt und mit Lastwagen zu verschiedenen Familien gebracht. Die einheimische Bevölkerung, die über ausreichend Wohnfläche verfügte, musste Zimmer an Flüchtlinge abgeben und Küchen und Toiletten mit diesen gemeinsam nutzen, was nicht immer freudig aufgenommen wurde. Maria fand bei Familie Danz in Burg, Kreis Süderdithmarschen, Unterkunft. Jetzt hatte sie zwar ein Dach über dem Kopf, aber musste mit leeren Händen in einer wenig freundlichen fremden Familienunterkunft, in der sie zwangsläufig geduldet wurde, einen Neuanfang wagen. Aber wenigstens war der Krieg nun vorüber.

Die vielen Bilder von Elend und Verzweiflung haben sich Maria unauslöschlich ins Gedächtnis eingebrannt. Nur selten hat sie von den grauvollen Monaten ihrer Flucht gesprochen. Ungern hat sie je wieder ein Schiff betreten. Das Kind, ein gesundes Mädchen, wurde in Burg geboren und durfte behütet aufwachsen. Den Löffel aus Alpaca hat sie bis heute aufbewahrt.

Ein unvergesslicher Sommer

Karin Zielke

Das vergilbte Foto liegt in einer abgegriffenen Schachtel, die ich aussortieren und entsorgen möchte. Mit Erstaunen erkenne ich darauf ein etwa 12jähriges Mädchen, das viel zu große Kleidungsstücke trägt. Sie sitzt auf einer Treppe, die zum Eingang eines Hauses führt, in gekünstelter Pose, mit leicht entrücktem Blick auf etwas schauend, was dem Betrachter verborgen bleibt.

Das Bild lässt meine Erinnerungen an den Sommer des Jahres 1952 lebendig werden. Im Mai desselben Jahres begann die Deutsche Demokratische Republik die westlichen Besatzungszonen durch eine Demarkationslinie abzugleichen.

Ich begegnete Helga das erste Mal an einem Sonntagnachmittag bei unseren neuen Nachbarn. Schnell freundeten wir uns an und jeder ihrer Besuche versetzte mich in unbändige Freude. Als die Sommerferien näher rückten, machte mir Helga den Vorschlag, sie in Grünau

zu besuchen, wo sie mit ihrer Mutter und ihrer älteren Schwester lebte. Bedenken kamen mir zunächst wegen der Entfernung, denn der Ort lag am Rande von Berlin und gehörte zur Deutschen Demokratischen Republik, weit weg vom Wedding, wo ich mit meiner Familie in einem Mietshaus lebte. Schließlich siegte der Wunsch, mit Helga ein paar Ferienwochen zu verbringen über meine Unentschlossenheit. Meine Eltern erhoben keinen Einwand, froh darüber, dass ich die Möglichkeit hatte, unserer engen Wohnung zu entfliehen und eine Zeitlang frische Luft zu schnuppern.

An einem strahlenden Sommertag verließ ich meine Familie mit einem kleinen Koffer in der Hand und großen Erwartungen im Herzen. Unser Treffpunkt war der Bahnhof Friedrichstraße in Berlin Mitte. Gemeinsam würden wir mit der S-Bahn nach Grünau fahren. So war es vereinbart. Dort angekommen, hielt ich aufge-

regt Ausschau nach Helga. Da ich sie nirgends sehen konnte, überfielen mich plötzlich Zweifel. Unsere Verabredung lag Wochen zurück. Vielleicht hatte sie das Treffen längst vergessen. Während meine Augen weiter suchend über die Menge wanderten, entdeckte ich sie endlich im Getümmel der vorbeihastenden Menschen und begann heftig meine Arme zu schwenken. Kurz darauf fielen wir uns erleichtert und voller Freude um den Hals.

Bevor ich etwas sagen konnte, zog sie mich mit sich fort. In einer ruhigen Nische des Bahnhofes blieben wir stehen. Ihr Blick wirkte besorgt. Mit gepresster Stimme erklärte sie mir, ohne einen Passierschein sei es nicht mehr möglich, in die DDR hinein- oder herauszukommen. Sämtliche Personen aus den westlichen Besatzungszonen durften die Grenze nur mit einer Sondergenehmigung passieren. Diese Maßnahme war erst kürzlich in Kraft getreten. Davon hatte ich nichts gewusst. Meine Enttäuschung trieb mir Tränen in die Augen. Was sollten wir tun?

Da packte mich Helga resolut am Arm, nahm

meinen Koffer und marschierte zügig und entschlossen in Richtung S-Bahn, die uns nach Grünau bringen würde. Noch war mir nicht klar, wie ich den Kontrollpunkt ohne Passierschein überwinden sollte. Bedächtig stiegen wir die Treppen zum Bahnsteig hoch. Beklommen blickte ich zu meiner Freundin, die aufmunternd zu mir rüberschaute, während sich ein Grinsen auf ihrem Gesicht ausbreitete.

Oben kontrollierte ein Beamter die Fahrscheine. Etwas abseits davon hatte sich ein junger Mann in Uniform postiert, der zusätzlich die Passierscheine prüfte. Ich hielt mich dicht an Helga, die ihren Passierschein statt der Fahrkarte dem Beamten vorlegte. Als er sie auf ihr Versehen aufmerksam machte, lachten sie beide und im Hin und Her zeigte ich eifrig meinen Fahrschein, während sie zu dem Uniformierten lief, um ihren Passierschein dort vorzulegen. Die Leute hinter mir schubsten mich ungeduldig weiter und einem Impuls folgend marschierte ich an Helga vorbei, die mit dem jungen Mann herumalberte.



„Herbstspaziergang“ von Ursula Germann, Öl auf Leinwand / Spachteltechnik, 40 x 50 cm. Menschen auf der Flucht haben ihre eigene Problematik und können das Schöne der Natur nicht sehen

Mit festen Schritten und klopfendem Herzen erreichte ich den wartenden Zug, als ich hinter mir das leise Keuchen von Helga vernahm. Im Zugabteil ließen wir uns auf eine Sitzbank fallen und prusteten lauthals los. Ich saß im Zug nach Grünau! Ohne Passierschein! Was für ein genialer Streich war uns da gelungen. Dann ein Ruck und das Rattern der Räder. Wir fuhren unseren Sommerferien entgegen.

Während der Fahrt erzählte mir Helga, dass sich ihre Mutter auf Dienstreise befand und ihre Schwester Kinder in einem Ferienlager betreute. Wir waren also auf uns gestellt und konnten tun und lassen was uns gefiel. Was für herrliche Aussichten!

An einer mit Kopfstein gepflasterten Straße zwischen leicht heruntergekommenen Villen stand das kleine, grau verputzte Haus mit sichtbaren Schäden an den Außenwänden, inmitten eines verwilderten Gartens. Aber das Innenleben des Häuschens, in dem ich mit Helga ein paar Wochen verbringen würde, vermittelte mir sofort ein Gefühl von Geborgenheit und Schutz.

Für die nächsten Tage mussten wir unser Essen planen, was sich als schwierig herausstellte. Der HO-Laden ein paar Straßen weiter war ein staatlich geführtes Einzelhandelsunternehmen. Dort konnten wir Lebensmittel und Haushaltswaren kaufen. Wie ich schnell feststellte, war vieles nur in begrenzten Mengen erhältlich und wer zu spät kam, hatte das Nachsehen. Einmal schellte die Nachbarin von gegenüber und ließ uns wissen, dass es im HO-Laden Fleisch gäbe. Hastig machten wir uns auf den Weg. Schwer atmend angekommen, startete ich ungläubig auf die endlose Schlange wartender Menschen vor dem Laden. Helga schien diese Tatsache wenig zu beeindrucken. Nachdem auch wir geduldig ausgeharrt hatten, ergatterten wir ein Stück Suppenfleisch, was für eine Gemüsesuppe mit Einlage reichte. Helga konnte richtig gut kochen, was dem Umstand geschuldet war, dass ihre Mutter und die ältere Schwester einer Arbeit nachgingen und sie früh gelernt hatte, im Haushalt mit anzupacken.

Ein schöner Tag reihte sich an den nächsten, die Sonne wollte nicht aufhören, ihre warmen Strahlen zur Erde zu schicken. Im verwilderten Garten naschten wir von Johannis- und Stachelbeersträuchern. Abends im Bett, müde von der

frischen Luft tagsüber, erzählte mir Helga geheimnisvolle Dinge. Schon halb im Schlaf hörte ich sie von ihrem ersten Kuss erzählen, den sie von einem Jungen aus ihrer Klasse bekommen hatte. Schläfrig und neugierig zugleich wollte ich mehr erfahren, aber das leise Gemurmel von meiner Freundin entließ mich in meine Träume.

Eines Tages sah ich Helga mit einem Fotoapparat hantieren. „Heute machen wir Bilder von uns“, sagte sie und schaute mich dabei verschmitzt an. Im Schrank ihrer Mutter suchten wir nach Kleidern, Blusen und Röcken. Unaufhörliches Gekicher begleitete das Anprobieren der Kleidungsstücke. Helga zeigte mir einige Posen für die Fotos, die ich einnehmen sollte, was uns erneut in Gelächter ausbrechen ließ. Irgendwann schafften wir es, uns gegenseitig zu fotografieren. Leider konnten nur wenige Bilder gemacht werden, denn der eingelegte Film war bereits fast voll. Aber den Spaß, den wir darauf festhielten, konnte uns keiner mehr nehmen.

Die Sommertage schienen unendlich, keine Wolke trübte den Himmel. An einem besonders heißen Nachmittag, den wir am kleinen Badensee verbracht hatten, schlurften wir gegen Abend müde von der Luft und den Sonnenstrahlen nach Hause. Die nette Nachbarin von gegenüber grüßte von Weitem und als wir näher kamen, fragte sie mich freundlich, wie es mir in Grünau gefiele und wann es wieder heim ginge. Ich sah Helga unsicher blinzeln und schluckte. Nach Hause, na klar, ich musste ja leider wieder fort von hier. Etwas holprig stammelte ich: „In ein paar Tagen“, und verabschiedete mich schnell. Im Haus angekommen, versuchte ich umständlich, den nassen Badeanzug aufzuhängen, während mir Tränen über die Wangen liefen. Da schlang Helga ihre Arme um mich und so verharrten wir eine Weile, während meine Gedanken durch die wunderschöne Zeit streiften, die ich in Grünau erleben durfte. Um nicht länger Trübsal zu blasen, malten wir uns lachend das Szenario aus, das mich ohne Passierschein am Kontrollpunkt erwarten könnte.

Ein Plan musste her. In drei Tagen sollte ich nach Hause fahren und das ohne dieses blöde Papier. Die freundliche Nachbarin von gegenüber wurde eingeweiht. Zur Umsetzung unserer Idee brauchten wir ihr altes Fahrrad, das sie uns ohne zu zögern zur Verfügung stellte. Damit

würde ich zum Bahnhof Grünau fahren, um es dann in Sichtweite des Kontrollpunktes abzustellen. Am Lenker ein grobmaschiges Netz mit einem Buch und meinem Portemonnaie, keinen Koffer. Nur nicht auffallen! Ich war nun ein Mädchen aus Grünau, das zur Friedrichstraße, Berlin-Mitte fahren wollte, es waren Ferien und die Stadt lockte.

Mehrmals täglich übten wir diese Situation. Helga mimte den Mann in Uniform, der die Passierscheine kontrollierte, an dem ich vorbei musste: Umständlich nehme ich mein Portemonnaie aus dem Netz, in der Absicht, den Schein rauszuholen. Aber wo ist er? Ich suche und suche, kann ihn aber nicht finden. Verzweifelt schaue ich den Mann an, der das Papier sehen will. Nochmaliges Suchen. „Ich habe ihn vergessen, bitte können Sie eine Ausnahme machen, der Zug fährt gleich ein? Das Gesicht zerknirscht und die leidenschaftliche Beteuerung: „Beim nächsten Mal vergesse ich ihn bestimmt nicht, bitte.“

So, wie ich es unzählige Male einstudiert hatte, machte ich es am Tag meines Abschieds. Ein

unmerkliches Lächeln des uniformierten Mannes, der einfahrende Zug hielt mit lautem Quietschen. Ich lief auf den Bahnsteig. Mit klopfendem Herzen suchte ich eine Waggontür, schnell einsteigen - geschafft. Unser lang vorbereitetes Spiel war gelungen.

Die Glasscheibe des Fensters im Zugabteil spiegelte meine traurigen Blicke, während der Zug ratternd den Bahnhof von Grünau verließ. Der Abschied von Helga war mir unendlich schwergefallen. Beide hatten wir heftig geweint und uns dabei fest umschlungen gehalten. Die Fotos, die wir unter viel Gelächter und großem Spaß aufgenommen hatten, bekam ich mit der Post zugeschickt. Was aus meinem Köfferchen geworden ist, weiß ich nicht mehr. Helga sah ich nie wieder. Eine Sondergenehmigung für Freundschaft wurde in der DDR nicht ausgestellt.

Ich lege das vergilbte Foto zu den anderen Bildern in die alte Schachtel zurück. Das Entsorgen werde ich verschieben. Wer weiß, ob nicht noch andere Bilder mit schönen Erinnerungen auf mich warten.

Unsichtbar

Ursula Goldau

Es sind die Mauerecken der Kindheit, die mich oft genug schützten und unsichtbar machten, wenn die Verfolger zu nahe kamen. Ich verschmolz im Gestein und hielt den Atem an, kleine Kiesel und ich waren eins in den Mauerfugen. Man fand mich nicht, ich war verschwunden und konnte in schnellem Lauf das Hoftor erreichen, öffnen, schließen und bei den Hühnern das schwer pumpende Herz beruhigen. Ihr Gackern tröstete. Sie ließen sich von mir nicht stören. Gern unterhielt ich mich mit ihnen und sah in ihre gelbschwarzen nackt umrandeten Augen.

Auf meine Laute reagierten sie mit passenden Antworten und ich durfte ihnen so lange alles in ihrer Sprache sagen, bis der Hahn eifersüchtig wurde auf unsere staubigen Tête-à-Têtes im Hof. Welch innige sonnige, auf Flaumfedern

weich gebetteten Erinnerungen bleiben nach dem Angstgalopp durchs Dorf in Träumen und Gedichten!

Später der Kindergartenzeit entwachsen, lauerten die Bubenbanden mir an der Bahn auf und beobachteten, ob ich aus dem Zug stieg, um mich dann mit einem Steinhagel zu empfangen. Da nützte das Laufen nichts, ich wurde getroffen und das tat weh, der Ranzen schützte nicht den ganzen Rücken, und Schulter wie Kopf waren empfindlich. Darum schlich ich mich in die Wartehütte und verharnte herzklopfend, bis alle Zugfahrer verschwunden waren. So lange, bis ich das Gefühl hatte, die Bande könnte aufgegeben haben und meiner überdrüssig geworden sein. „Wir haben sie verpasst“, hörte ich sie rufen, „Abmarsch!“

Dann bin ich blitzschnell hinunter zum

Rheinufer in die scharfen Gräser, um geduckt nach Hause zu schleichen, ungesehen und unat-tackiert, das beruhigende Rauschen des Rheins im Ohr.

Mit den Fahrrädern allerdings waren meine Freundin und ich nachmittags dann sehr gut sichtbar, wenngleich auch schnell, doch nicht schnell genug. Meine gebrochene Nase war das Ergebnis böser Bubenfäuste.

Später in der Studentenzeit von Bonn aus, sank ich hinterm Steuer des Autos noch immer im Sitz tiefer, wurde zu schwarzem Leder hinter hoffentlich spiegelnden Scheiben, sah ich bestimmte Gesichter am Straßenrand, die mich nicht sehen sollten.

Angst und Bedroh-t-fühlen haben mich nie verlassen auf der Flucht im Heimatdorf, ein Gefühl, das mich bis heute begleitet. Warum höre ich während der Beikräuterarbeit statt Bremsenquiet-schen Gasgeben? Ich bin doch gut sichtbar und muss mich den-noch auf den Bürger-steig retten. Oder hat vielleicht jemand die Pedale verwechselt?

Ich betrachte die duftenden Kräuter, die man früher Unkraut nannte, fühle mich als eines von ihnen, weiß ihre zärtlichen Namen Johanniskraut, Hirtentäschel, Liebstöckel, Portulak, Wegerich, Schafgarbe, Entenwurz, Gänseblümchen und Lyrakraut, kein Gedicht kann schöner sein und nützlich sind sie auch.

„Ich mache die Straße sauber für eure Kir-mes“, sage ich der Gruppe Gleichaltriger, die mir „Morje“ zuruft. Einer aus der Gruppe meint kleinlaut:

„Unsere Kirmes? Du gehörst doch dazu.“
Die anderen sind peinlich berührt und



„Altes Kind“ von Ursula Goldau Mischtechnik (Tusche, Pigmente, Acryl auf Papier), 40 x 40 cm.

wenden sich zum Gehen. Ich bleibe mit rotem Gesicht zurück und wundere mich, dass einer es wagte, zu sagen was er dachte und mich als Zugehörige, hier Geborene und Aufgewachsene zu bezeichnen.

„Als du zum Gymnasium gegangen bist, hast du nicht mehr dazugehört“, das waren die nachdenklichen Worte der ehemals so geliebten Freundin Helene.

Auf Heilkräuter, ehemals Unkraut, dann Beikräuter genannt, machen die Hunde, Gifte verticken andere und es sterben wiederum andere, die davon nichts ahnen. Hochwasser lässt alles wachsen und gedeihen, die Sonne brennt auf sie herab und im Duft geben sie sich auf, die schönen und zähen. Sogar Disteln? Nein, die nicht, die schmecken wie kleine Artischocken und zieren als Dürers Lieblingsblume dessen Bilder.

Heute stelle ich Kunst aus für alle, auch für die Hunde, die Katzen, die Vögel, die Nagetiere, die eine Bilderstrecke dicht über dem Boden, die andere in der Luft, für die Pflanzen draußen regenfest - und alle kamen, in New York sogar die Menschen - und klatschten vor Freude in die Hände im Central Park, das aber ist eine ganz andere Geschichte meiner Heimatfluchten in die Ferne.

Zuhause erfinde ich das Luftschwimmen und steige hoch mit den warmen Aufwinden an den Weinberghängen und dort, wo es kühler wird über den Wäldern streichle ich mit Daumen, Zeigefinger und Handaußenseite die samtigen

Baumkronen und wundere mich, dass es nicht kratzt bei so vielen Ästen.

Während ich schwebe, denke ich daran, dass der Großvater hier ermordet wurde und das Dorf dicht hielt. Der Vater ging weg und die Menschen sahen Mutter und Kind mit schiefem Blick an. Raunende Worte klangen in ihrem Rücken: „Zum Streit gehören immer zwei“ und „Kein Vater kümmert sich.“ Meine tapfere Mutter duckte sich, Streit war zeitlebens ein Horrorwort. Doch sie blieb, trat nicht die Flucht an - Haus und Hof mussten erhalten bleiben.

Später übernahmen mein Mann und ich das Haus, das abgerissen werden sollte und erhielten es mit all unseren Kräften. Alle feierten darin, wir füllten es mit Kunst, die keiner im Dorf wollte. „Verrückte“ wurden wir genannt, aber das ein oder andere Konzert wurde besucht dank dir, du Himmelstochter Musik. Alles ist nicht sichtbar in der Musik, sie verrinnt wie die Zeit, bleibt als beständiger Schutz in allen Fluchten vor zu viel Heimat, die krank macht. Xiaoyong Chen schuf „Invisible Landscapes“, in denen wir uns aufhalten - gern sind wir in geistiger Heimat zuhause, eine Glocke läutet, ein Vogel spielt die Flöte, leise verklingen Orgel, Zither und Cello, und die Viola duftet immerdar ...

Grenzgänger

Petra Schmidbauer

Dr. Henning Jung ahnte, was ihn erwartete, aber er zwang sich, sachlich zu bleiben während der Visite. Die ganze Zeit mit der verkniffenen Miene des Chefs wie eine Waffe im Anschlag vor sich. Trotzdem zwinkerte er dem siebzehnjährigen Clemens am Ende seiner Ausführungen aufmunternd zu.

Der schmale Junge schaute aus seinem Bett zu ihnen auf. Nur sein Kopf und linker Arm hoben sich sichtbar von der weißen Krankenhausbettwäsche ab, denn ein Thoraxabduktionsgips hüllte den restlichen Oberkörper ein. Unterkörper und Beine des Jungen blieben unter der Bettdecke unsichtbar. Obwohl er sich durch den komplizierten Gips kaum bewegen konnte, lä-

chelte er. Sein Gesicht sah erhitzt aus. Schweißperlen glänzten auf seiner Stirn.

„Hat er Fieber?“, erkundigte sich Henning bei der Krankenschwester, die neben dem Patientenbett stand.

Schwester Marianna schüttelte den Kopf: „Nein, keine Sorge, ihn strengt einfach nur jede Bewegung an. Der Junge will alles richtig machen.“

Dann trat sie näher an die Ärzte heran und senkte ihre Stimme:

„Sie sind sein Held, Dr. Jung, er vertraut Ihnen absolut. Ich glaube, er würde für Sie durchs Feuer gehen.“ Marianna strahlte ihn an, sie schien nichts von dem zu spüren, was in der Luft

lag. Henning mochte die raue Freundlichkeit der Schwester in den dicken schwarzen Strümpfen, deren Kittel immer länger waren als die der anderen Schwestern. Sie war flink und tat so, als sei sie nie müde, womit sie überspielte, dass sie ein Bein leicht nachzog. Henning wusste nicht, was der Grund dafür war; die Hüfte, das Knie oder ob das gesamte Bein steif war. Möglicherweise eine Kriegsverletzung. Aber er wollte auch nicht fragen.

Ehe er sich bedanken konnte, fiel der Chefarzt in ihr Gespräch ein. Beband vor schlecht bezwungener Wut presste er hervor: „Dr. Jung, hiernach in mein Büro. Sie und Doktor Kerner.“

Dann eilte er hinaus und sämtliche Ärzte folgten. Hinter ihnen erhob sich Schwester Mariannas Kommandostimme: „Oi, oi, Junge, wenn man dich ächzen hört, könnte man meinen, du wärst ein alter Mann, kein Oberschüler.“

Den ganzen Weg zum Chefarztbüro lief der Professor zwei Schritte vor ihm, an seiner Seite der Oberarzt Ralf Kerner, Hennings Freund. Sie unterhielten sich, wirkten einvernehmlich. Ralf hatte es scheinbar geschafft, ihn zu beruhigen. Im Vorzimmer angekommen, hielt die Sekretärin Henning zurück, bis sich die Tür hinter Chef und Oberarzt geschlossen hatte, und zeigte auf einen Stuhl. Er setzte sich, blätterte zerstreut in Clemens' Krankenakte und erinnerte sich an den Tag, als der Junge eingeliefert worden war.

„Nicht zu retten.“ Dr. Ralf Kerner, Oberarzt und Hennings Freund hatte ausgesprochen, was alle dachten. Die Zyste im Oberarm hatte den Knochen zerstört, das Knochenstück musste entfernt werden, der Substanzverlust war irreparabel. Henning sah, wie die Familie des Jungen die Nachricht aufnahm; sie hatten alle Hoffnung verloren. In ihm arbeitete es.

Wie er wusste, stammten sie aus Ostpreußen, hatten Heim und Hab und Gut verloren. Hart erkämpften sie sich ihren Platz in ihrer neuen Heimat, der Vater Bauarbeiter, die Mutter Straßenbahnfahrerin. Beide glaubten nun an bessere Zeiten. Clemens, der jüngste Sohn, hatte es auf das Gymnasium geschafft. Er würde studieren können. Der ganze Stolz der Eltern war er. Und dann traf ihn diese Krankheit, mit siebzehn. Es war ungerecht, aber den unendlichen Kosmos interessierte es nicht. Henning wusste, was dem Jungen helfen könnte: eine Knochentransplan-

tation. Lange schon verfolgte er besessen alle Ergebnisse und Fortschritte der internationalen medizinischen Forschung, auch, wenn einschlägige Fachliteratur aus dem Westen schwer zu bekommen war. In seinen Träumen hatte er wiederholt akribisch neue OP-Methoden ausgetüfelt und durchgeführt. Seine Idee war, ein ganzes Knochenstück zu verpflanzen, und zwar den eigenen Knochen des Jungen zu verwenden, um den Defekt im Oberarm zu ersetzen, zum Beispiel aus dem dicken Schienbeinknochen. Bisher eine rein theoretische Überlegung. Auf so einen Fall hatte er gehofft. Die Gelegenheit war einmalig. Der Chefarzt befand sich im Urlaub. Der ihn vertretende Oberarzt war Hennings Freund. Eine Nacht lang diskutierten sie heiß, dann stimmte Ralf der Operation zu.

Als Henning sich zu Clemens und dessen Eltern setzte, hatten sie sich damit abgefunden, dass der Arm verloren war. Er erzählte ihnen von der neuen Methode. Wie gebannt hing der Blick des Jungen an seinen Lippen.

Das war der leichtere Teil. Als Arzt war Henning verpflichtet, seinem Patienten reinen Wein einzuschenken.

„Bevor du dich entscheidest, Clemens, musst du zwei Dinge wissen. Erstens, ich selbst habe diese Operation noch nie durchgeführt.“ Er schwieg. Hatte er *ich* gesagt? In der ganzen DDR hatte überhaupt noch niemand diese OP durchgeführt, keiner wusste, ob sie funktionieren würde.

„Zweitens, es kann Komplikationen geben. Schmerzen, Entzündungen, Blutungen, vielleicht müssen wir noch einmal operieren. Im schlimmsten Fall wächst der Knochen nicht zusammen und wir haben nichts gewonnen. Aber wir haben eine Chance. Du bist jung, du bist stark, ein Sportler. Das sind gute Aussichten auf Heilung. Wollen wir es versuchen?“ Er hielt ihm seine Hand hin.

Die Augen des Jungen hatten gegläntzt, als er in Hennings Hand einschlug.

Genau so wollte Henning dem Professor sein Handeln erklären. Einer solchen Argumentation konnte der sich einfach nicht verschließen.

Eine Viertelstunde später war seine Vernichtung besiegelt. Zwei Sätze hatte der Alte gebraucht, der alte Klassenkämpfer, mittlerweile mehr ein strammer Funktionär.

Henning presste die Kiefer zusammen. So viel Engstirnigkeit! Diese Apparatschiks saßen nicht nur ganz oben, sie waren überall. Er stürmte durch die Gänge, hastete die Treppen hinauf in den vierten Stock, wo sein Dienstzimmer lag. Er riss die Tür des Raumes auf und trat wild gegen sein Spind, das er als erstes sah. Zog seinen Kittel aus, zerknüllte ihn zu einer Rolle und schleuderte diese blindlings ins Zimmer. Erst dann bemerkte er Ralf Kerner, den Oberarzt, mit dem er sich diesen Raum teilte. Er saß an seinem Schreibtisch und blickte erstaunt auf Henning, der erschöpft im Zimmer stand.

„Erzähl“, forderte er Henning auf.

„Ich bin erledigt. Menschenversuche wirft der Chef mir vor. Für den bin ich genau wie ein Naziarzt. Er meint, ich habe mich ethisch vergangen, aus Geltungssucht.“

Ralf verzog sein Gesicht wie unter Schmerzen.

„Das wundert mich nicht. Weißt du, sein Bruder war Patient bei der Aktion T4.“

„T4?“

„Euthanasie...“, murmelte Ralf, „ich hab’s auch erst heute erfahren.“

Einen Moment lang war Henning überrumpelt. Vielleicht hätte er dieses Mal schweigen sollen, statt anzugreifen. Bewusst hatte er den Chef provoziert, ihn gefragt: „Warum lasst ihr uns lernen und studieren, damit wir uns die Fähigkeiten aneignen, selbst zu denken und zu entscheiden, um uns dann, wenn wir so weit sind, auszubremsen? Ihr zermürbt uns mit starren Denkschablonen und autoritärer Strenge, fordert stattdessen Disziplin und Gehorsam. Dieses Misstrauen gegen die eigenen Leute, mein Gott, wovor habt ihr Angst?“ Als er es Ralf erzählte, weiteten sich dessen Augen ungläubig:

„Du hast was?“

„Ich weiß, niemand stellt die Führungsrolle der Partei in Frage, zu spät.“

„Und nun?“, wollte Ralf wissen. Henning zuckte mit den Schultern:

„Das Urteil lautet, ich zitiere: ‚Dieser Staat hat Ihr Studium bezahlt. Was wären Sie ohne diese Großzügigkeit? Sie sind nicht nur undankbar, Ihnen fehlt es an Respekt gegenüber dem Leben, eines Arztes unwürdig.‘“

„Oha“, rief Ralf, „zackiger hätte es der Genos-



„Insel Gozo“ von Petra Weber, 2021, Acryl, 30 x 40 cm.

se Generalsekretär persönlich auch nicht formulieren können.“

„Das war das Totschlagargument“, antwortete Henning kraftlos und ließ sich an seinem Schreibtisch nieder.

Die beiden Freunde schwiegen eine Weile, bis Henning fragte:

„Wie lief *dein* Gespräch?“

„Ich habe ihm erklärt, womit du mich überzeugen konntest. Natürlich genügend Asche auf mein Haupt gestreut. Tja, und zum Schluss habe ich ihm mein Antragsformular für den Eintritt in die Partei überreicht.“ Ralf verschränkte seine Hände im Nacken.

Henning blickte ihn ungläubig an, schüttelte seinen Kopf. Ralfs weitere Erklärungen nahm er nicht wahr, die Worte prallten an ihm ab. Er sah ihn nur den Mund auf- und zuklappen, wie ein Fisch an Land. Weil er diesen Anblick nicht mehr ertragen konnte, schloss er die Augen. Drückte seine Handballen gegen die Lider und stützte seine Ellenbogen auf die Tischplatte.

Ralf stand auf und klopfte ihm auf die Schulter: „Wirst sehen, der beruhigt sich auch wieder. Schlaf mal ein paar Tage drüber und dann gehst du einfach nochmal zu ihm.“

Henning antwortete nicht, sondern wartete, bis Ralf das Zimmer verlassen hatte. Auf dessen Meinung konnte er nichts mehr geben!

Henning's Gedanken suchten nach Halt. In seinem Kopf dröhnte die Stimme des Professors, wie er drohte, persönlich dafür zu sorgen, dass *Derartiges* sich nicht wiederholen würde. Was Henning nun tun würde hing davon ab, was ihn erwartete. Man erzählte sich Geschichten von Verdächtigen und Abweichlern, die sich jahrelang in der Produktion bewähren mussten, in Stahlwerken oder im Bergbau. Wenn sie Glück hatten. Nicht die schlimmen Fälle. Von denen kannte er keine Berichte. In diesem Land gab es nur dafür oder dagegen. Aber Henning wollte keiner Partei zugestehen, seine Gedanken zu bestimmen oder ihm vorzuschreiben, ob und was er forschen durfte. Allerdings, immer im Widerstand sein, immer dagegenhalten, kostete Zeit und Kraft. So würde er sein Ziel nie erreichen. Im Grunde war er gar nicht dagegen, dass die Arbeitenden auch bestimmen konnten und es allen gleich gut gehen sollte. Es lag auch nicht an der allgegenwärtigen Agitation. Es war

dieses Klein-Klein, das ihn so aufregte, diese Feindseligkeit gegen Fragende, Zweifler, gegen alles Bürgerliche. Jeder, der einmal auffällig geworden war, wurde den Argwohn und die allseitige Kontrolle nie mehr los. Er hatte keine Lust, jeden Tag neu zu beweisen, dass er kein Feind war. Anbiedern oder Unterwerfen? Niemals. Das hielt er auf Dauer nicht aus.

Wie er es drehte, aus allem schälte sich ein Gedanke immer klarer heraus: Hier würde er nichts mehr werden!

Weggehen? In den Westen? Erfurt gegen Erlangen, Halle gegen Heidelberg. Hier oder dort, Kranke gab es überall. Hier war er aufgewachsen, es war sein Zuhause, alles was er je geliebt hatte, war hier. Klar, drüben hatte er auch Familie, war nicht ganz haltlos. Hier: Lebensmittelkarten, keine Wohnungen, leere Regale, Mangel und Knauserie an allen Enden, immer dieses wir müssen sparen, vielleicht im nächsten Planjahr, alles ging im Krebsgang vor sich. Drüben bekäme er Anerkennung für seine Leistung, könnte endlich internationale Kongresse besuchen, überall auf der Welt, hätte unbegrenzten Zugang zu Informationen und Forschungsmitteln. Und zügig könnte er sich alles leisten, was er sich wünschte, angesichts der Geschwindigkeit, mit der sich Wohlstand und technischer Fortschritt ausbreiteten.

Stundenlang hatte Henning gegrübelt.

Es dämmerte bereits. In den Räumen der sowjetischen Kommandantur, die dem Krankenhaus gegenüberlag, leuchtete grelles Licht. Die Fenster standen offen und die laute Musik, die herausdrang, hallte weit über das Krankenhausgelände.

Henning hatte sich entschieden. Ein Schlupfloch gab es noch, die Sektorengrenze nach Westberlin. Jeden Tag fuhrten tausende Leute in den Westsektor, Besucher, Bummler, Pendler, unter ihnen würde er nicht auffallen. Er brauchte nur mit einer Tasche für seine Unterlagen zu gehen, ein harmloser Spaziergänger.

Ein letztes Mal wollte er nach Clemens sehen.

Er stand vor dem Patientenzimmer, die Hand auf der Klinke. Nichts anmerken lassen, dachte er und erschrak, als Schwester Marianna auf ihn zukam. Sie hinkte jetzt stärker als heute Morgen. Henning fühlte sich ertappt. Ungefragt erklärte Marianna lachend, dass eine Kollegin ausgefal-

len sei und sie den Spätdienst noch übernommen habe.

Sie schwiegen, nur die Musik von draußen hing zwischen ihnen.

Die Krankenschwester wippte mit dem Kopf dazu und sagte leise: „Manchmal würde ich so gern danach tanzen, wenn das ginge.“

„Warum geht es nicht?“ Henning war froh über die Ablenkung. Seine Augen wanderten die schwarzen, blickdichten Strümpfe entlang bis zu den groben Schuhen der Schwester. Und verstand plötzlich. Natürlich! Wie hatte er so blind sein können. Er bereute seine Frage, die Marianna einfach ignorierte. Stattdessen erzählte sie:

„Stellen Sie sich vor, Doktor Jung, heute waren die Klassenkameraden von Clemens hier. Sie rechnen fest mit ihm im neuen Schuljahr und wollen ihn sogar in ihrer Fußballmannschaft. Ist das nicht toll?“

Henning wich ihrem Blick aus: „Ja, Schwester Marianna, er schafft es bestimmt. Hier ist er bei Menschen, die ihn nicht im Stich lassen. Passen Sie bitte gut auf ihn auf.“

Marianna stotterte verwundert: „Natürlich, aber er, er hat ja, außerdem Sie. O-oder? Was, was ist mit Ihnen?“

Henning bemerkte seinen Fehler. Jetzt bloß

nicht im letzten Moment noch auffliegen! Solange niemand von seinem Plan wusste, konnte ihn auch niemand verhindern. Die Gedanken hagelten durch sein Gehirn: schnell, präzise, zielgerichtet. Viel Zeit blieb ihm nicht.

Hastig verabschiedete er sich und verließ eilig die Station, wenig später die Klinik.

Draußen musste Henning sich beherrschen, um nicht zu rennen. Versuchte, die beschämenden Gedanken abzuschütteln. Sah Clemens vor sich in seinem sperrigen Gips, auf ihn wartend. Unbeholfen wie ein trauriger Ritter in seiner Rüstung, der sein Pferd verloren hat. Er, der ihm am meisten vertraut hatte. Ja, er würde warten, anfangs wahrscheinlich verletzt und enttäuscht sein, es nicht verstehen. Dann ihn sicher verachten, irgendwann vergessen. Clemens brauchte ihn nicht mehr, er konnte einmal alles werden, was er wollte. So wie Henning.

Die Musik aus der Kommandantur war nun melancholischer als vorher. Der junge diensthabende Soldat, den Henning am Tisch sitzen sah, sehnte sich vielleicht danach, tausende Kilometer fort von hier zu sein, in seinem Heimatort. Im Gegensatz dazu stellte er sich Schwester Marianna vor, wie sie davon träumte, mit ihrem Holzbein einen Kasatschok zu tanzen.

Ronny

Johanna Braun

Schnell. Ronny rannte, ich rannte, wir rannten. Ronny jagte Haken schlagend wie ein Häschen vor mir her. Ich spürte, wie beim Laufen die schmalen Träger meines Rucksacks über meine Arme glitten, meine Arme, die wild pumpften, die mich nach vorne rissen. Schnell! Zwischen die Autos, hinein in die Geschwister-Scholl-Straße, hinein in die winzige Gasse, die sie mit der Franckestraße verband.

Wir ließen die Wasserwerfer hinter uns, die Polizisten in Kampfmontur, Cindy, Sina, den kleinen Samstag, Specht und wie sie alle hießen. „Alerta!“, hörte ich von weit weg jemanden brüllen, jemanden, den ich nicht kannte.

„Solidarität heißt Tür aufmachen!“, brüllte

Ronny, während er wahllos an Türen klingelte.

Blicke hinter Gardinen, die sich schnell bewegten. Doch niemand öffnete.

Wir bogen um die nächste Ecke, Brandvorwerkstraße. Ich bekam kaum noch Luft. Hier hatten die anderen schon gewütet, ein Auto qualmte. Ronny zog mich in eine Einfahrt, wir duckten uns zwischen eine Mülltonne und einige klapprige Fahrräder, so dass wir von der Straße aus nicht zu sehen waren. Ich hörte nur mein eigenes Keuchen, stürmisch laut. So laut, dass ich dachte, jeder müsse es hören, im Haus, auf der Straße, zwei Straßen weiter. Ich versuchte meinen Atem zu beruhigen, konnte nicht lauschen, ob uns jemand gefolgt war, ob Schritte

sich näherten.

Ronny hockte direkt an die Mülltonne gekauert wie ein Menschenaffe, die Knie bis zu seinem Kinn aufragend. Schüchtern schielte ich ihn von der Seite her an, nachdem mein Atem sich beruhigt hatte.

Was sollte ich sagen? Was sagt man in so einer Situation? Ob er auch fühlte, dass die letzte Nacht etwas Besonderes gewesen war, etwas Besonderes zwischen Billigbier und selbstgedrehten Zigaretten, zwischen Karl Marx und Che Guevara? Etwas Besonderes unter den Sternen, etwas Besonderes auf einer abgenutzten alten Matratze, die ursprünglich jemand für den Sperrmüll an die Straße gestellt hatte?

Ronny kannte ich schon lange, der beste Freund meines Bruders. Immer unnahbar, immer lässig, sogar als er noch einen Topfschnitt trug und anderen Mädchen unter den Rock guckte, um herauszufinden, welche Farbe ihre Unterhose hatte. Nur mir hat er nie unter den Rock geguckt. Betont uninteressiert umschlich ich kleines Mädchen damals die großen Jungs, die meine unauffällige Dauer-Anwesenheit wohl bemerkt haben mussten, aber mitleidig ignorierten.

Einige Jahre später hatte Ronny schlimme Akne, was seine Anbetungswürdigkeit in meinen Augen nicht schmälerte, denn als Ausgleich besaß er eine Gitarre und ein Mofa. Er blieb in der Schule sitzen und war nur noch eine Stufe

über mir, wegen Mathe. Ich betete, er würde noch einmal kleben bleiben, so dass ich neben ihm sitzen und Nachhilfe anbieten könnte. Ganz nebenbei. Das würde ich natürlich nicht in der ersten Schulwoche tun, sondern frühestens in der dritten, wenn er schon ganz verzweifelt wäre. Ich paukte wie eine Verrückte, dabei zählte ich in meiner Klasse in Mathe bestenfalls zum schlechten Mittelfeld.

Das Träumen ist aber nicht verboten. So sah ich mich neben ihm in seinem Jugendzimmer auf der Fußballbettwäsche seines schmalen Bettes liegen, die Köpfe über den Büchern zusammensteckend ... seine Hand würde meine berühren, beim Umblättern der Seiten oder wenn ich ihn auf eine komplizierte Bruchrechnung hinwies ... dann würde er mich ansehen mit großen blauen Augen unter unverschämten langen Jungswimpern ... eine lose Haarsträhne aus meinem Gesicht streichen ... und dann ...

Aber Ronny blieb nicht noch einmal sitzen. Mein eigenes zahnspangiges Selbst starrte ihm auch im nächsten Jahr neidisch hinterher, ihm und den Mädchen, mit denen er zum Knutschen in den Fixer-Park ging, oder um heimlich in der Pause Zigaretten zu rauchen.

Was für ein irrer Zufall, Schicksal war das, dass wir uns wieder getroffen haben. Schicksal, dass ich keine Zahnsperre mehr trug und er keine Pickel mehr hatte und vor allem kein anderes Mädchen im Arm. Wir beide



„Bronzen zur Vertreibung“ von Rolf Struve, 9 cm Durchmesser, eigens designte und hergestellte Bronze. Die Menschheitsgeschichte beginnt mit Flucht und Vertreibung aus dem Paradies.

allein in der großen Stadt, beide allein in dieser Nacht, in der das Bier nach Freiheit schmeckte.

An diesem Abend fühlte ich mich erwachsen, selbstbewusst, ganz bei mir. Sofort erkannte er mich und erkannte mich doch nicht – er sah mich anders an. Nahm meine Hand, als wir durch die Straßen streiften, redeten, lachten, redeten.

Er erzählte von seinem abgebrochenen Studium – Wirtschaftsingenieurwesen, nach zwei Semestern. Dass er die Welt sehen wollte, mehr von der Welt, alles in sich aufnehmen und sie ein klein bisschen verändern.

Und in dem Moment glaubte ich es ihm, wollte mit aus Spaß am Mitgerissen werden, ein Gefühl wie Fußballbettwäsche, Sonnenuntergänge über dem Kilimandscharo, Sand unter vier Füßen, die nebeneinander stehen, eine

Welt, die uns zu Füßen liegt. Man darf ja noch träumen. Lass uns beide gemeinsam die Welt entdecken, bitte, das wollte ich sagen, blieb aber stumm.

Elektrisiert fuhr ich zusammen, als seine Hand zufällig meine berührte, traute mich nicht, die Berührung künstlich zu verlängern, wollte nicht, dass er sah, wie mir das Blut ins Gesicht schoss.

Eine gefühlte Ewigkeit später schielte Ronny zurück zu mir, schaute wieder nach vorne.

„Du, das hat keinen Sinn mit uns. Nächstes Jahr gehe ich sowieso nach Nicaragua.“

„Ja, macht nichts“, sagte ich.

Und wir hockten noch eine ganze Weile in der Hofeinfahrt und starrten auf das brennende Auto, das vor meinen tränenden Augen verschwamm.

Unangenehme Wahrheiten

Manfred Nachtsheim

Die Therapiegruppe in der Suchtklinik Bad Hammerlohe hatte zu Beginn aus dreizehn Personen bestanden. Mike war einer von ihnen. Jetzt, in der zweiten Halbzeit der stationären Behandlung, war diese Gruppe merklich geschrumpft. Beim eigenständigen Entschluss, eine Langzeittherapie zu machen, bestünden gute Erfolgsaussichten, von der Sucht loszukommen, hatte man ihnen gesagt. Das schien aber nicht auf jeden mehr oder weniger Therapiewilligen zuzutreffen.

Mike fiel eine Seeräuberballade aus der Kindheit ein. Er wusste nicht mehr genau, woher er das Lied kannte, aber er hatte plötzlich die Melodie im Kopf und sang das Lied mit einem Text vor sich hin, der zum aktuellen Stand der Therapiegruppe passte:

*Dreizehn Mann auf des toten Manns Kiste
Ho ho ho und 'ne Buddel mit Rum
Schnaps stand stets auf der Höllenfahrtsliste
Ho ho ho und 'ne Buddel mit Rum*

Dreizehn Mann auf des toten Manns Kiste

*Ho ho ho und 'ne Buddel mit Rum
Sieben Mann schrieb der Teufel auf die Liste
Schnaps und Teufel brachten sie dann um*

Sieben Mann auf des Teufels Liste, so war es. Vier Männer und drei Frauen hatten die Gruppe inzwischen verlassen. Als Erster war Poldi Eisner nicht ganz freiwillig von Bord gegangen. Kurt Meier, ein rappeldürerer westfälischer Rentner, der sich stets als ehemaliger Boxer vorstellte, hatte kurz darauf die Klinik auf eigenen Wunsch verlassen. Er war einfach nicht bereit, über irgendwelche erfundenen Probleme zu sprechen, die er angeblich haben sollte. Auch der kleine dicke Saarländer, der darauf beharrte, dass er nur deshalb hier war, weil er zufällig ein einziges Mal von seinem Chef bei einer Flasche Bier erwischt worden war, hatte gehen müssen, ebenso wie der alte Schlesier Hubert Dirschka, der im Angehörigenseminar von seiner resoluten Gattin enttarnt worden war.

Poldi tat Mike als Einziger leid, denn der hatte eigentlich verstanden, um was es ging, kam aber mit Ernas Abweisung einfach nicht klar

und hatte sich nicht anders zu helfen gewusst, als diese Schmach mit ein paar Bierchen wegzuspülen. Die anderen drei Männer hatten nicht begriffen, was Sache war – im Gegenteil. Mike war sich sicher, dass keiner von denen ernsthaft die Absicht gehabt hatte, mit der Sauferei aufzuhören. Die flüchteten doch alle nur vor sich selbst – und vor der Wahrheit.

Mike musste sich eingestehen, dass auch er in seinen wilden Jahren nicht anders gewesen war. Er hatte geklaut und gelogen und sich immer wieder alles schöneredet. Um eine Ausrede war er nie verlegen gewesen. Auch er war lange Jahre vor der unangenehmen Wahrheit geflüchtet. Doch das sollte sich jetzt ändern.

Wirklich leid tat ihm Hilde Henkel. Sie war eine liebenswerte, gutmütige alte Dame, die sich trotz ihres Alters richtig ins Zeug gelegt hatte. Sie wollte wirklich aufhören – und hatte nach acht Wochen Therapie die Diagnose Darmkrebs bekommen. Henkelchen, wie sie von allen liebevoll genannt wurde, musste sofort ins Krankenhaus, um dort operiert und anschließend mit Chemo und Bestrahlung nachbehandelt zu werden. Nicht nur Mike zweifelte daran, dass Hilde bis zum Ende der Maßnahmen nochmal hierher zurückkehren würde.

Kurz darauf war Inge Altmann in eine Fachklinik verlegt worden, da ihre körperlichen Symptome bedrohliche Züge angenommen hatten. Obwohl ihr Tablettenentzug schon vor drei Monaten abgeschlossen war, erlitt sie zunehmend Schweißausbrüche und Schwächeanfälle, die nicht mehr zu erklären waren. Vielleicht waren die körperlichen Folgeschäden ihres jahrelangen Medikamentenmissbrauchs schon zu weit fortgeschritten.

Als vorerst Letzte war Marianne Weiß abgehauen, das Marianderl aus dem tiefsten Bayern. Und das war eine besondere Geschichte. In sämtlichen Gruppensitzungen hatte sie nie etwas Persönliches von sich preisgegeben. Aufgefallen war dies sicher nicht nur Mike. Aber niemand hatte etwas gesagt, denn Marianne war eine imposante Persönlichkeit. Sie war jeden Tag so aufgedonnert, dass sie Stunden vor dem Spiegel verbringen musste, um das hinzukriegen. Etwa sechzig Jahre alt, mit einem mächtigen Körper und einem noch mächtigeren Vorbau ausgestattet, fuhr sie mit ihrem lauten Mund-

werk jedem einschüchternd in die Parade, der ihr zu nahekam.

Mike kannte dieses Gehabe von den Nutten, die im Rotlichtbezirk des Städtchens nahe seinem Heimatort abends draußen vor dem Etablissement standen, rauchten und vorbeigehende Männer anquatschten. Marianne hatte nicht nur etwas von deren optischem Auftreten, sondern auch das gleiche gottlose Mundwerk. Außerdem prahlte sie gern damit, welche Prominenten sie persönlich kannte, vom Bürgermeister bis zum Handwerkspräsidenten. Jedoch allen privaten Fragen war sie bisher mit Gegenfragen ausgewichen oder hatte barsch gekontert, das gehe keinen was an.

Es kam der Tag, an dem das Therapeuten-team sie in der Gruppenstunde näher abklopfte und sie wieder allen persönlichen Fragen auszuweichen versuchte. Da konnte auch Mike nicht mehr länger an sich halten. Er fragte Marianne: „Sag uns doch mal bitte, wovon du eigentlich lebst. Rente beziehst du keine. Hast du also einen Job oder wie verdienst du deinen Lebensunterhalt?“

„So fangen wir ja mal gar nicht an! Frag ich dich nach deinem Job?“, geiferte sie.

„Ich frag dich, weil es mich interessiert. Vielleicht hat dein Job ja was mit dem Grund für deine Trinkerei zu tun.“

„Meine Trinkerei? Sag mal, was bildest du dir ein? Ich bin eine anständige Frau und muss mich von einem wie dir nicht beleidigen lassen!“

Nun griff die Therapeutin ein. „Liebe Frau Weiß, Herr Neuhaus hat Ihnen eine ganz normale Frage gestellt und hat Sie keinesfalls beleidigt. Ich finde, darauf hat er eine Antwort verdient.“

Doch Marianne war nicht mehr zu bremsen. „Ich seh´ dem Kerl genau an, was der denkt! Sie haben doch keine Ahnung!“

„Denken darf er ja auch, was er will, das darf hier jeder, auch Sie.“

„Ja, und wie! Ich weiß genau, was der meint!“

„Dann fragen wir doch mal den Herrn Neuhaus, was er meint. Herr Neuhaus?“, wandte sie sich an Mike.

„Denken oder vielmehr vermuten tu ich schon was. Aber ich weiß nicht, ob ich das hier sagen soll“, zierte er sich.

„Frau Weiß, wollen Sie hören, was Herr Neu-



„Fluchtwege“ von Klaus-Peter Püschel, 2021, Acryl auf Leinwand, 50 x 40 cm.

haus denkt?“

„Aber gern, wenn das Burscherl einen Oarsch in der Hose hat.“

Das ließ sich Mike nicht zweimal sagen. „Liebe Marianne, so wie ich dich erlebe, könnt ich mir vorstellen, dass du irgendetwas mit dem Rotlichtmilieu zu tun hast. Womit ich überhaupt kein Problem hätte. Bitte korrigiere mich, wenn ich mich irre“, begann er vorsichtig.

Marianne wurde zuerst käseweiß im Gesicht, dann änderte sich die Farbe innerhalb von Se-

kunden in ein tiefzorniges Rot – sie sprang mit ihrem massigen Körper viel behänder auf, als Mike ihr das zugetraut hätte.

„Das reicht! Das reicht endgültig!“, schrie sie und verließ fluchtartig den Gruppenraum. Nicht einmal von Therapeutin Eggert ließ sie sich aufhalten.

Beim Abendessen erfuhren sie, dass Marianne sofort nach diesem Auftritt alles zusammengepackt und ohne Abmeldung die Klinik verlassen hatte. Mit einem eiligst bestellten Taxi und unter wüsten Beschimpfungen war sie davongebraust.

Gerd, Mikes Zimmerkollege, brachte erstmals sechs Sätze am Stück zustande: „Junge, mach dir keine Vorwürfe. Das war lange überfällig, dass die mal Farbe bekennt. Und du hast kein falsches Wort gesagt. Harter Tobak, aber wahr. Ich weiß sowieso nicht, was die hier wollte. Vielleicht einfach ein bisschen Urlaub machen, wie unser Schlesier?“

In diesem Moment klopfte es an der offenstehenden Zimmertür und Therapeut Bernd Meier kam herein.

„Herr Neuhaus, wollen Sie noch kurz mit mir sprechen?“, wandte er sich an ihn.

„Aber Sie haben doch schon lange Feierabend“, wich Mike aus.

„Besondere Situationen erfordern besondere Maßnahmen, meine ich.“

Gerd schaltete sich ein. „Alles okay hier bei uns. Ich hab´ ihm schon erklärt, dass er sich keine Vorwürfe machen soll.“

„Wirklich alles in Ordnung bei Ihnen, Herr Neuhaus?“ Der Therapeut sah ihn eindringlich an.

Mike nickte bedächtig. „Jaja, wirklich alles okay, Herr Meier. Trotzdem danke für das Angebot.“

Sieben Mitpatienten hatten die Gruppe so mit verlassen – auf der Flucht vor der Vergangenheit, der Wahrheit oder was auch immer.

Sieben Mann schrieb der Teufel auf die Liste ...

Nun waren sie nur noch zu sechst. Wenn diese Ausfallquote sich weiter fortsetzte, würde Mike am Ende alleine übrigbleiben. Oder gar keiner.

In der nächsten Gruppensitzung wurde das Thema Marianne von den Therapeuten noch einmal angesprochen, sachlich und kurz. Auf Befragen hin wollte sich keiner mehr dazu äußern. Lediglich Gregor Goll, oder besser Gregor Gockel, wie Mike ihn bei sich nannte, grinste dämlich und murmelte „Reisende soll man nicht aufhalten“ vor sich hin. Mein Gott, war der Typ peinlich!

Als Frau Eggert am Ende darauf hinwies, dass am Sonntag um neun Uhr ein Gottesdienst in der Kapelle stattfindet, erinnerte sie Mike an ein weiteres wichtiges Vorhaben: Er würde endlich aus der katholischen Kirche austreten! Vor ein paar Tagen hatte er Erna erstmals davon erzählt. Die hatte erstaunt geschaut.

„Willst du denn später nicht richtig beerdigt werden?“

„Das ist mir sowas von egal, das krieg ich doch eh nicht mehr mit.“

„Na, ich weiß nicht, ich glaube schon an Gott.“

„Und wann warst du zum letzten Mal in der Kirche?“

„Ja, das ist etwas anderes, dafür muss ich nicht in die Kirche laufen.“

„Siehste, sag ich doch! Ich lauf' ja auch nicht dorthin. Hat doch überhaupt nix mit Gott zu tun!“

„Ja trotzdem, komisch isses schon, irgendwie.“

Mit dem Gedanken eines Kirchenaustritts spielte Mike schon viele Jahre, aber die Umsetzung hatte er nie auf die Reihe gekriegt, wie so vieles im Leben. Inzwischen hatte er in einem Buch aus der Klinikbücherei einiges über die

Schandtaten dieser ach so „heiligen“ katholischen Kirche gelesen. Nein, das konnte niemals Gottes Vertretung auf Erden sein, da war er sich sicher. Und dass die Würdenträger dieser Institution noch nicht mal in der Lage waren, ihre schlimmen Verfehlungen der letzten zweitausend Jahre einzugestehen, sondern immer wild rumeierten, wenn das Thema auf Inquisition, Kreuzzüge, Missbrauch oder andere Schweinereien kam, setzte dem Ganzen die Krone auf. Ein verlogener Haufen von Heuchlern war das – damit wollte er nichts mehr am Hut haben.

Nach dem Abendessen setzte er sich an den kleinen Tisch in seinem Zimmer und schrieb einen Brief an den Pastor seiner Heimatgemeinde. Er zählte sämtliche ihm bekannten Missetaten der Kirche auf, mit denen er sich nicht abfinden oder gar identifizieren wollte. Am Schluss schrieb er, dass sein Gewissen ihm verbiete, weiterhin Mitglied einer solchen Organisation zu sein und er deshalb vorhabe, aus der Kirche auszutreten. Es wurde ein langer Brief.

Wieso erklärte er dem eigentlich alles so ausführlich? Er bemerkte beim Schreiben, dass auch er in einem Rechtfertigungsfilm mitspielte. Trotzdem schickte er den Brief so ab. Wieder eine Hürde genommen.

Seine Therapie würde in vier Wochen beendet sein. Mit Schrecken dachte er daran, welche Panik er Monate zuvor noch gehabt hatte, als er vom Entzug aus nach Hause geschickt werden sollte. Doch diesmal war es anders. Während des Aufenthalts in Bad Hammerlohe hatte er sich ein kleines Konzept erstellt, wie er sein zukünftiges Leben meistern wollte. Und seine Zuversicht, dass er das alles ohne einen Tropfen Alkohol schaffen würde, war sehr groß. Er freute sich auf das anstehende Testwochenende zu Hause.

Die Farben des Lebens

Dagmar Pascher

Ich will das so nicht mehr! Am liebsten würde Sonja mit der Faust auf den Schreibtisch schlagen. Stattdessen starrt sie müde und kraftlos auf ihren Tagebucheintrag vom Vorabend.

*Ein Blick von dir,
der mich streift, aber nicht mehr sieht.
Meine Hand,
die bei dem Wunsch nach Berührung und
Wärme ins Leere greift.
Belanglose Gespräche,
die nichts vermitteln, nicht mehr verbinden.
Vergebliches Hoffen auf Veränderung.*

Ach Gregor, was ist nur aus uns geworden? Aus unseren Plänen? Oder waren es vielleicht gar nicht unsere, sondern meine Vorstellungen von einer Zukunft mit Happy End? Sie seufzt und schluckt aufkommende Tränen hinunter. Unsicherheit und Zweifel mischen sich in ihre Gedanken. Dabei hatte vor zwei Jahren alles so verheißungsvoll begonnen. Damals war ihr Gregor sofort aufgefallen. Sein umwerfendes Lächeln. Seine spontane, unbekümmerte Art. Sein Witz und sein Charme beeindruckten sie sehr. Zudem sah er auch noch gut aus. Wie genoss sie die kurzweiligen Gespräche mit ihm, bei denen ihr Herz höher schlug, die gemeinsamen Unternehmungen, die intimen Stunden. So lebendig hatte sie sich schon lange nicht mehr gefühlt. Ein Sommer voller schöner Erinnerungen. Als Gregor ihr spontan anbot, zu ihm zu ziehen, ging sie ohne große Überlegung auf seinen Vorschlag ein. Kritische Stimmen überhörte sie geflissentlich. Zu wenig Kopf, zu viel Gefühl, äußerte die Freundin. Ein Kommentar, den sie ihr damals übel nahm.

Wenn Sonja heute daran zurück denkt, beschleicht sie ein ungutes Gefühl. Wann hatten die Tage und Wochen begonnen, sich als glanzlose, farbschwache Perlen zu einer immer länger werdenden Kette aneinanderzureihen? Was hätte sie anders machen sollen? Hat sie Gregor doch falsch eingeschätzt? Ist diese Beziehung ausschließlich ihr Wunschenken?

Die Erinnerung an den gestrigen Tag kriecht schmerzhaft in ihr hoch. Als Gregor offensichtlich gut gelaunt nach Hause kam, hatte sie ihm kaum Zeit gelassen, Jacke und Schuhe ausziehen. Noch im Flur herrschte sie ihn an: „Wo warst du?“ Seine Erklärung, dass er die halbe Nacht im Büro gearbeitet und anschließend dort übernachtet habe, weil ihm die Fahrt nach Hause völlig übermüdet zu gefährlich gewesen sei, konnte und wollte sie nicht glauben. In den verzweifelt herausgeschrien Fragen „Was bin ich eigentlich für dich? Bin ich dir überhaupt noch wichtig?“ entluden sich impulsiv ihre aufgestauten Gefühle. Wie so oft, war er ihr auch diesmal eine Antwort schuldig geblieben.

Sie löst sich von ihren Erinnerungen und versucht, sich auf das Hier und Jetzt zu konzentrieren, obwohl ein Kloß aus ungeordnetem Denken und Fühlen in ihrem Innern rumort. Tentakeln gleich winden sich die Gedanken auf der Suche nach Halt in alle Richtungen. Allmählich formiert sich eine Erkenntnis in ihr Gefühls- und Denkchaos hinein: So kann es nicht weitergehen. Ich will nicht, dass es so weitergeht.

Verzweifelt, ja, trotzig behaupten sich diese beiden Sätze. Aber im Schleptau haben sie unweigerlich Fragen, die ihre Eindringlichkeit untergraben: Was soll ich bloß tun? Alles hinter mir lassen? Neue Wege gehen?

Diese Vorstellung schwirrt in ihrem Kopf herum, versucht sich festzusetzen.

Falscher Hoffnungsträger? Oder der Anstoß zu einem verlockenden Aufbruch?

Aber klingt Aufbruch nicht gefährlich? Das Wort hört sich nach Umbruch, nach Unwägbarkeit, nach Unsicherheit an.

Von außen betrachtet ist ihr Leben eigentlich gar nicht so schlecht. Doch sie erwartet mehr als einen gut bezahlten Job und einen Mann, der sie nicht einengt, schlimmer noch, der sie nicht mehr wahrnimmt.

Ob es Gregor wohl auffallen würde, wenn sie sich in ein sprachloses Möbelstück verwandelte? Wenn es ein gefüllter Kühlschrank wäre, wohl kaum. Das plötzliche Grinsen, das während die-



„ICH“ von Dagmar Pascher, 2022, Aquarell, 30 x 20 cm.

ser Vorstellung über ihr Gesicht huscht, erstirbt so schnell, wie es gekommen ist.

Sei mal ehrlich!, schiebt sich ein unangenehmer Gedanke in den Vordergrund. Was verbindet euch denn überhaupt? Die gefährlich kritische Frage plustert sich auf und füllt den ganzen Raum aus. Verlangt nach einer Antwort, vor der sie zurückschreckt.

Aufgestachelnt meldet sich der Rebell in ihr zu Wort: Du musst damit aufhören, es ihm immer recht machen zu wollen. Denk endlich mal an dich!

Ja, das sollte sie wohl. Anfangs war es ihr leichtgefallen, sich auf Gregor einzustellen. Schließlich hatte sie ja auch Einzug in sein Leben gehalten und da konnte er eine gewisse Anpassungsfähigkeit erwarten, zu der sie durchaus bereit war. Aber jetzt muss sie sich eingestehen, dass sich das Leben nicht mehr um sie beide, sondern nur noch um ihn dreht. Ihre Wünsche und Bedürfnisse finden keinerlei Beachtung. Eine niederschmetternde Erkenntnis.

Unglücklich schlägt Sonja eine neue Seite ihres Tagebuchs auf, nimmt einen Stift zur Hand und beginnt zögerlich zu schreiben:

Ich

Nachdenklich schaut sie auf das geschriebene Wort. Und einem plötzlichen Impuls folgend, schreibt sie es noch einmal, dieses Mal in Großbuchstaben:

ICH

Mutig geworden und durch das strahlende Blau des Himmels inspiriert, welches durch das Fenster dringt, holt sie ihr Etui mit Buntstiften aus der Schublade, entnimmt ihm einen blauen Stift und schreibt die drei Buchstaben noch einmal. Jetzt füllen sie fast die ganze Seite des Tagebuches in Konturschrift aus:

ICH

Ohne weiter zu überlegen, malt sie die Buchstaben bunt an, so wie sie es manchmal mit irgendwelchen Worten während der Schulzeit tat, wenn der Unterricht zu eintönig war und sie der Zeit ein wenig Leben verleihen wollte.

Sie betrachtet ihr I C H. Schön sieht es aus. Aber sie ist noch nicht zufrieden und verziert die Buchstaben mit farbenfrohen Blumen. Dabei muss sie über sich selbst lachen. Über diesen Anflug kindlichen Tuns, frei von irgendwelchen Zielvorstellungen, allein geleitet von dem Wunsch nach optischer Harmonie. Vorsich-

tig verbindet sie die einzelnen Buchstaben mit feinen Ranken kräftigen Grüns. Jetzt stört nur noch der weiße Hintergrund. Instinktiv greift sie nach einem Frühlingsgrün. Jetzt noch ein paar leuchtend gelbe Sonnenstrahlen. Fertig. Versonnen schaut sie auf ihr fröhlich buntes Bild. Drei einzelne Buchstaben sind zu einem harmonischen Ganzen mit ihrem lebendig grünen Umfeld verschmolzen. Eine grüne Insel.

Ihre Gedanken schweifen in die Ferne, verlassen Deutschland, streifen französisches Gebiet, überqueren mit Leichtigkeit den Ärmelkanal und bewegen sich weiter westwärts auf die grüne Insel zu. Vor ihrem inneren Auge erscheinen Bilder flickenteppichartiger Felder in den unterschiedlichsten Grüntönen. Sanfte Hügel. Große Schafherden. Die tiefblaue Irische See unterhalb der grandiosen Steilklippen Irlands.

Die ersten 14 Jahre ihres Lebens hat sie mit ihren Eltern am Rande der Kleinstadt Wicklow verbracht, 50 Kilometer südlich von Dublin. Die einmalige Landschaft zwischen der Irischen See und den Wicklow Mountains war ihr Zuhause gewesen. Glückliche, unbeschwerte und fröhliche Jahre, in denen sie sich geborgen fühlte, drängen nun mit Macht in ihre Erinnerung. Nachdem ein plötzlicher Herztod ihren Vater unvermittelt aus dem Leben gerissen hatte, war ihre Mutter mit ihr nach Deutschland zurückgekehrt, um sich eine neue Zukunft aufzubauen. Irland ließen sie hinter sich. Der Kontakt zu ihren früheren Nachbarn und Freunden wurde mit der Zeit immer seltener und brach schließlich ganz ab. Seit damals war sie nicht mehr im Land ihres Vaters gewesen. Vor vier Jahren starb ihre Mutter, viel zu jung, aber der Krebs hatte ihr keine Chance gelassen. Sonja, selbst erst Anfang 30, war zwar erwachsen und autark, aber ihre Mutter fehlte ihr sehr. Irgendwie fühlte sie sich nach deren Tod immer ein Stück weit unvollständig.

Mit einem Mal spürt sie mit aller Macht, dass das Land ihrer frühen Kindheit für sie nichts von seiner Faszination verloren und sich tief in ihrem Innern als warmer Zufluchtsort eingemistet hat.

Gerne hätte sie Gregor das Land ihrer Kindheit gezeigt. Hat sie sich doch vorgestellt, dass eine gemeinsame Reise mit neuen Eindrücken ihrer Beziehung wieder Aufschwung geben

könnte. Aber auch in diesem Punkt zeigte er sich stets desinteressiert. „Du kannst ja fahren, wenn es dir so wichtig ist“, war seine Antwort gewesen.

Irland. Die Vorstellung rumort in ihr.

Ob ihre Nachbarn von damals noch am Leben sind? Sie müssten jetzt in ihren Achtzigern sein.

Finde es heraus!

Da ist sie wieder, die innere Stimme.

Sie erinnert sich an Enya, ihre engste Freundin aus Kindertagen. Enya hatte ihren Sandkastenfreund Sean O'Brien geheiratet. Ob sie wohl in Wicklow geblieben waren? In Gedanken an Sean O'Brien muss sie grinsen. Nicht nur sein Name war typisch irisch.

Plötzlich braucht sie nicht mehr lange nachzudenken. Mit einem letzten Blick auf ihr buntes ICH inmitten der grünen Insel schließt sie ihr Tagebuch. Energiegeladen schaltet sie den Computer ein, das Handy griffbereit neben sich auf dem Schreibtisch. Eine jähe Welle der Vorfreude überflutet sie und verschluckt alle Bedenken und Zweifel.

Die nächsten Wochen vergehen wie im Flug. Sonja arbeitet viel. Gregor scheint ihrer beider seelenloses Zusammenleben nicht zu stören, und ihr verschafft dieser Zustand Klarheit. So wird ihre an jenem Abend gestellte Frage, zu der Gregor geschwiegen hatte, wortlos beantwortet. Ihr inneres Strahlen, das mit jedem Tag ein wenig mehr ihre Augen erreicht, nimmt er nicht wahr. Gleichzeitig stellt sie erstaunt fest, dass seine Gleichgültigkeit sie nicht mehr verletzt.

Dynamisch und mit wertvollen neuen Erkenntnissen ausgestattet, richtet sie ihren Blick zuversichtlich auf eine Zukunft, in der Gregor nicht mehr vorkommen wird. Ihr Abreise tag ist ein sonniger Montagmorgen. Sie nimmt ihr Tagebuch zur Hand, schaut lächelnd auf die letzten Zeilen ihres Eintrages vom Vortag:

Alles ist vorbereitet. Wolke sieben. Eine kuschelige, farbenfrohe Decke aus wärmenden Gefühlen der Vorfreude umhüllt mich.

Sie schließt es, legt es behutsam in ihre Schatzkiste der persönlichen Erinnerungen, die sie neben ihren Habseligkeiten als letztes in ihrem Auto verstaut. Viel nimmt sie nicht mit,

keinen unnötigen Ballast. Dank ihrer vielen Überstunden liegen drei Monate Urlaub vor ihr. Irland ruft. Enya und Sean erwarten sie. Danach wird sie weitersehen. Das Kribbeln in ihrem Bauch wird nur noch von den vielen Schmetterlingen überlagert, die eine lang vergessene, alles beherrschende Vorfriede auf etwas Neues und Schönes ankündigen.

Bevor sie das Haus endgültig verlässt, vergewissert sie sich noch einmal, dass alles in Ordnung ist. Die Kaffeemaschine ist ausgeschaltet. Alle Fenster sind geschlossen. Mitten auf den Küchentisch hat sie eine Abschiedsnotiz platziert:

*Lieber Gregor,
genieße den Dreiklang von „Arbeit“, Skat*

*und Feierabendbierchen. Auf mich musst du allerdings in Zukunft verzichten. Ich wünsche dir alles Gute in deinem Leben, in dem ich meinen Platz nicht finden kann.
Sonja*

Ein letzter prüfender Blick, bevor sie aufbricht. Gregor wird am Abend eine aufgeräumte Wohnung vorfinden, wie immer. Alles ist an seinem Platz. Nur sie wird abwesend sein.

Energisch dreht sie den Schlüssel zweimal im Schloss um, wirft ihn in den Briefkasten und geht beschwingt zu ihrem Auto. Während sie den Motor anlässt und den ersten Gang einlegt, denkt sie: Ich werde mir ein neues Tagebuch kaufen müssen.

Weglaufen - immer wieder

Carmen Rakemann

Simones Magen krampft sich zusammen, ihr wird übel. Gerade hat sie ihre Unterlagen durchgeschaut und die Buchführung der Ergotherapiepraxis überprüft. Doch die Bilanz stimmt einfach nicht. Etliche Behandlungseinheiten sind nicht abgerechnet worden und folglich wurde auch nicht das ihr zustehende Geld überwiesen. Ihre Brust wird eng. Alles Blut weicht aus ihrem Gesicht, als sie daran denkt, dass ihr nichts anderes übrig bleibt, als ihren Chef darauf anzusprechen. Nun sitzt sie vor ihm, ihre Stimme versagt, wird dünn wie ein Bleistift. Sie hat es befürchtet: Der Chef wischt mit einer abwehrenden Armbewegung ihre Argumente weg und streitet jegliche Unkorrektheit ab.

Dabei braucht sie das fehlende Geld so nötig. Es steht mir doch zu, denkt sie mit einer aufsteigenden Wut, die in ihr drinbleibt und nicht herauskann. Inzwischen haben sich Schulden angehäuft. Sie fühlt sich gefangen in bleierner Enge, unfähig, für sich zu kämpfen. Tief in ihrem Inneren spürt sie einen Zipfel von einem Konflikt, der eher tiefer sinkt als an die Oberfläche zu gelangen.

Für ihr mangelndes Selbstbewusstsein und ihre Unsicherheit wird sie hart bestraft: Es gibt lediglich eine kleine Nachzahlung von ein paar hundert Euro. Ungefähr zwanzig Rezepte über jeweils zwölf Behandlungseinheiten stehen weiterhin aus. Sehr viel Geld, das ihr fehlt.

Ob sie doch noch mal nachfragen soll? Es ist doch ihr Verdienst! Sie hat die Arbeit geleistet. All ihren Mut nimmt sie zusammen. Geht noch einmal zum Chef.

Der baut sich vor Simone auf und mahnt sie mit lauter Stimme vor den anderen Mitarbeiterinnen ab. Wieder fühlt sie sich ohnmächtig und klein. Das ist zu viel. Es gibt keinen anderen Weg: Sie muss die Praxis verlassen.

Ein Muster in ihrem Leben scheint sich ständig zu wiederholen: Nach unendlicher Anstrengung kleine Erfolge, dann Enttäuschung, Ohnmacht, Stummsein und Resignation. „Ich lerne es einfach nicht, zu kämpfen, wenn es um meine Belange geht. Bin zu blöd für dieses Leben.“

Zwei Ausbildungen hat sie bereits absolviert. Jeweils mit sehr gutem Abschluss. Aber keine war die richtige. Nun hat sie eine neue Idee: Sie will Gestalttherapeutin werden. Zwar wird die

Ausbildung drei Jahre dauern. Und sie wird viel Geld kosten, doch das will sie auf sich nehmen. Auch die Gruppentreffen in Bendorf bei Koblenz, die Peergroup-Termine an verschiedenen Orten, die Einzelanalysen in Aach bei Trier sowie zahlreiche Supervisionen ...

Physisch anwesend und still nimmt sie teil am Geschehen. Als Jugendliche hat sie Spaß am Zeichnen und Malen gehabt. Sie entdeckt ihr Talent neu und beginnt, ihre Sehnsüchte in Bildern auszudrücken. Bunte farbenfrohe Gemälde entstehen. Eines trägt den Titel: „Die Sonnenseite des Lebens“.



„Bürgerkriege“ von Carmen Rakemann, 70 x 100 cm, Acryl auf Leinwand. Die Bevölkerung in Äthiopien ist durch Bürgerkriege zur Vertreibung gedrängt.

Ihre Bemühungen werden von den anderen Teilnehmern zwar wahrgenommen, jedoch mit keiner Silbe erläutert oder besprochen. Auch stellt man ihr keine Fragen.

In den Einzelanalysen beginnt sie vorsichtig, der Verhaltenstherapeutin von sich zu erzählen. Die Therapeutin ermutigt sie, weiter ihren Weg zu gehen. Simone beginnt mit den Fingern zu malen und ihre Träume festzuhalten. Kleine Schritte auf dem Weg in die Freiheit.

Durch eine Teilnehmerin, die Simone eigentlich sympathisch war, wird sie telefonisch aus der Peergroup hinauskatapultiert. Kurz vor der Abschlussprüfung.

Simone verlässt verwirrt, stumm und ohnmächtig die kostspielige Gestalttherapieausbildung.

Nein, du lässt dich nicht unterkriegen!, kreist es in ihrem Kopf. Wieder packt sie der Ehrgeiz. Sie hat eine Vorstellung davon, wie es weitergehen könnte und beschließt, die Fachhochschulreife für Soziales in Bernkastel in Abendkursen nachzuholen.

Schulisch verbessert sie sich, besonders in Mathe staunt sie über die guten Noten. Die Zeugnisvergabe geschieht viel zu schnell, aber wiederum hält sie ein Eins-erzeugnis in den Händen und freut sich über ihren Erfolg.

Jetzt strebt sie ein Studium der Sozialpädagogik an. Tatsächlich bekommt sie einen Studienplatz in Koblenz, fährt hunderte Kilometer mit ihrem VW-Käfer hin und her.

Ihren Lernstoff hat sie auf Kassetten gesprochen, die sie während der Fahrten abspult. Simone erwartet viel von sich. Ein paar Mal übernachtet sie im Wagen. Alles zehrt an ihr.

Und dann folgt eine nächste Erschütterung ...

Mit angstvollen Schritten

Rezan Jango

Mit angstvollen Schritten und kaum bewegungsfähigen Füßen schleppte er sich durch völlige Dunkelheit, die über dem Wald lauerte. Er war allein, nachdem die Gruppe sich getrennt und voneinander entfernt hatte. Nun blickte er beruhigt zum Himmel, weil der Mond, der mit seinem Licht geizte, ihn nicht erreichte. Von

Müdigkeit war er überwältigt, alle Hoffnung, jemals anzukommen, hatte er verloren. Er saß da, als wäre er unter Drogen gesetzt, während er in diesem verrückten Zustand Stimmen hörte, die seinen Namen riefen. Da drehte er sich um und lachte mit Augen, die mit kalten Tränen gefüllt waren.



„An den Rand gedrängt“ von Carmen Rakemann, 40 x 40 cm, Acryl auf Leinwand. Viele Naturvölker wurden von den sogenannten zivilisierten Völkern vertrieben.

Berlin, Exil und Heimat

Hasan Ze Alnoon / Übersetzung aus dem Arabischen von Rachel Clarke

1

Vielleicht weil ich ein Dichter der Brände war,
von dessen Bleistift Granaten regnen,

oder vielleicht

weil ich in einer Bar in Salzburg
eine Gedichtzeile wie Sprengstoff geschrieben,

oder weil die Musik am Stephansplatz
zu leicht war, um meine Trauer,
meine Verswunden,
oder Wortschreie zu tragen
entschieden sie
mich in eine entfernte Stadt zu verbannen.

2

Als sie mir befohlen haben,
Wien Richtung Berlin zu verlassen,
kannte ich keine der Gedichte, Reime oder
Zeilen,
die auf der Autobahn warteten, um mich zu
empfangen.
Wusste ich damals nicht,
dass Berlin trotz seiner Wunden weiblich ist,
und tausend Männern und Gedichten
entspricht.

Ich wusste damals nicht,
dass die Poesie Berlins eigene Welten besitzt
mit eigenen Verfassungen
und einem eigenen Parlament.
Meine Tasche trägt die Wunden unserer langen
Reise.
Ich kam in die Stadt und meine Tränen suchten
Damaskus.
Ich verbreitete mich als wütende Wolke über
den Himmel
und regnete Liebe, Poesie und Tränen über
Berlin.

3

Ich bin aus dem Land der Gefängnisse
gekommen,
suche eine Heimat. Meine Gedichte sind mein
Halt,
ich atme Reime und Wörter ein.
Ich schreibe in allen Sprachen und fülle alle
Zeilen,
Meine Buchstaben und ich diskutieren laut in
allen Cafés.

4

Umarme mich, Berlin, zwischen deinen
Stationen will ich fahren,
ohne jemals am Ziel anzukommen.
Als Geflüchteter war ich der Kriege müde und
unter Pferdehufen zertrampelt,
mein Gefühl für Berlin lässt alle Poesie
verblassen.

5

Entferne mich, Berlin, von dem Duft meiner
Heimat,
die sie wie eine Torte teilen.
Entferne mich von ihrem Himmel, Sternen,
Wolken und Meer.
Entferne mich von ihren Nachrichten.
Entferne mich von den Blättern ihrer Zeitungen.
Entferne mich von allem, was ich damals hatte.
Entferne mich von den Ungeheuern des Kriege
und des Todes,
von den Erinnerungen an Fesseln
und Erinnerungen der Haut an Folter.
Entferne mich von ihren Stimmen, ihrem Atem,
ihren Dialekten.
Von ihren Gefängnissen.

6

Verstecke mich, Berlin, wie einen Bach
zwischen deinen zwei Flüssen,
und pflanze mich im Tiergarten wie einen
Baum zwischen Bäumen.
Verstecke mich zwischen deinen Lippen wie
einen Kuss,
zwischen deinen Augen wie ein Gedicht.
Bitte verzeihe mir den Wahnsinn, meinen
Buchstaben-Regen,
der über deinen Körper strömt.
Verstecke mich am Checkpoint Charlie
wie damals die Flüchtlinge,
die nach Berlin aus Berlin kamen.
Schreibe ein neues Kapitel in
deiner Geschichte zu den
Flüchtlingen, die aus
Damaskus kamen.
Lass deinen Vorhang vor mir fallen.

7

Berlin ...
nehme mich unter deine Flügel,
fliege mich weit weg von Gefangenschaft,
von den dunklen Zellen,
von den Informanten,
von aller Augen.
Fliege mich ins Exil,
fliege mich in den Tod,
nur – bringe mich nicht zurück
in die Zeit der Staatssicherheit,
in die Zeit der zerschmetterten
Knochen und die Zeit des Gefängnisses.

8

Ich kam zu dir auf der Suche nach einem Bett,
nach einem Blatt, das auf mir und ich auf ihm
schreibe,
nach einem Himmel, der sich zu den
Schwärmen meiner Gedichte, um
Wolkenherden, Blitz und Donner ausdehnt,
nach einem Stift mit dem ich schreiben kann,
ohne Worte zu streichen, ohne Fesseln.
Ich bin zu dir gekommen, auf der Suche nach
einer Heimat,
in der ich als Vogel angenommen werde
mit dem Recht, wie jeder Fisch
zu leben und zu sterben,
reich an Würde und an Tränen,
werde ich keine Nummer mehr sein,
denn ich atme Luft so wie sie mich.

9

Verstecke mich im Dunst
zwischen dem Dasein und dem Nichts.
Dort in meiner Heimat ist es ein Lügner, der
regiert,
der im Radio als Rabe das Volk anspricht,
zu dessen Krähen tanzen die Fliegenchöre und
enthüllen sich,
der das Land verkauft und dafür eine Besatzung
kriegt,
damit es nicht eine Macht, sondern viele gibt,
der sein ganzes Volk als Terroristen ausgibt.
Entferne mich dem Berlin, soweit es dir beliebt,
und alsbald du alle Türen hinter mir verschließt,
dann vor Damaskus verstecke mich,
denn für seinen Boden gar schäme ich mich.

10

Verstecke mich am Hackeschen Markt,
als Berufskellner im Jugendstil-Café,
der den Kaffee dem Gedicht vor dem Dichter
serviert.

11

Ich friere und bin zerstreut,
sammle mich und lass mich auf den
Vagabunden
in uralten Kreuzberger Kneipen anstoßen.
Regne auf mich,
reinige mich
vom Blut,
das ich nicht vergossen habe,

von den Worten,
die ich nicht geschrieben habe,
von der Kleidung,
die ich nicht getragen habe,
von den Stempeln der Länder,
in die ich nicht gereist bin.
Verstecke mich in den Blumenläden,
die die Straßen und Stationen füllen,
mach mich zu einer roten Rose
in den Hosentaschen von Bettlern.
Berlin, du bist für mich Endstation,
für dich verzichte ich
auf alle bisherigen Städte der Poesie,
auf alle weitere Stationen der Diaspora.

12

Ich klopfte bei dir, Berlin, an den Türen von
Damaskus,
die sie hinter und vor mir geschlossen haben.
Ich betrat deine alten müden Wege
auf der Suche nach meinem besetzten Haus in
Damaskus.
Ich klopfte an jeder Tür einer Straße in
Prenzlauer Berg,
möge meine Mutter aus einer verschlossenen
Tür treten
und mich hineinlassen.
Berlin, man ließ mich allein.
Ich stehe aufrecht wie der letzte Rest der
gefallenen Mauer,
erhebe eine zerrissene Fahne für Poesie und
Freiheit.
Ich war gebrochen, Identität und Adresse
flüchtig
zwischen Klammern „ein humanitärer
Flüchtling“.

13

Oh, Berliner,
gebt mir etwas von eurer Freude
meine Gedichte werden mir zur Last,
die Tinte zum Blut in meinem Fass,
und ich habe vergessen, wie man spricht,
meine Worte wurden zu Tränen, sowie mein
Gedicht.
Oh, Berliner,
entschuldigt mich, denn im Winter werden
meine Zeilen nackt,
und sowie sie auch ich, meine Freunde, dafür
entschuldigt mich.

Ich trinke meinen Kaffee zwischen Überresten
der Mauer,
und meine Überreste verstecken sich als
poetische Bombe,
die noch nicht explodiert ist.

Eins, zwei, drei!

Petra Weber

Tagelang hatte Alesja zusammen mit anderen Menschen in einem kalten Keller ausgeharrt, sich bei jeder lauten Detonation zitternd die Ohren zugehalten ... ohne Essen, ohne Tageslicht und immer in Angst vor den Bomben. Als sie sich endlich aus dem Keller raus wagte, hatte sie die ihr sonst so vertraute Stadt Charkiv nicht mehr wiedergekannt – alles war nur noch eine

graue Trümmerwüste. Mühsam hatte sie sich an der Hand von Mama den Weg gebahnt, übermüdet und durstig, ständig zur Eile angetrieben und voller Furcht, beschossen zu werden. Vorbei an zerbombten Hochhäusern und brennenden Ruinen ... am schlimmsten waren die nur mit alten Decken oder Plastikplanen rasch zugedeckten Leichen auf den Straßen ... schreckli-



„Ankunft nach der Flucht aus der Ukraine“ von Petra Weber, 2022, Acryl, 40 x 50 cm.

che Bilder, die sie bis in ihre Träume verfolgten. Beinahe im letzten Moment konnten sie fliehen. Sie hatte so sehr geweint, denn Papa hatte nicht mitkommen dürfen, weil er ihr Land verteidigen musste.

„Sei tapfer, meine Große!“ hatte Papa gesagt, aber sie war doch nicht groß, sie war ein Kind – gerade erst acht Jahre alt. Nur mit ihrer Mama und ihrem kranken Bruder hatten sie die gefährliche Flucht gewagt, gemeinsam mit ihrer Oma, die sogar ein paar Wörter Deutsch kannte. „Hallo“ hatte Oma ihr beigebracht und „Danke“. Mehr brauche sie nicht, denn in ein paar Wochen würden sie zurückgehen, hatte Oma versprochen. Aber ob das stimmte?

Ihre Heimat sei im Osten der Ukraine – so erklärte es Mama immer, wenn sie von Leuten gefragt wurden. Heute waren sie fern von daheim, in diesem fremden, wohl schon lange nicht mehr bewohnten Haus untergekommen. Sie waren in Sicherheit, doch Alesja spürte nur eine große Leere in sich. Seit einer gefühlten Ewigkeit hatte sie hier aus dem Fenster in die Gärten geschaut, die hinter diesem Gebäude und dem Nachbarhaus lagen. Sie hatte sich die Nase platt gedrückt an einer Glasscheibe, die nicht zerborsten war ... dass es so etwas noch gab ... und diese unglaubliche Ruhe ... das unwirkliche, frische Grün. Blühte da tatsächlich ein Kirschbaum? Durch das leicht geöffnete Fenster nahm sie auf einmal fremde Stimmen wahr ... Kinderlachen. Offensichtlich wurde dort im Nachbargarten gerade gefeiert. Bunte Ballons verrieten einen Kindergeburtstag und der Duft frisch gebackener Waffeln das pure Glück.

Mechanisch öffnete Alesja die Tür zum Garten, ihre Schritte wurden magisch angezogen von diesem Ort voller Leben. Ehe sie sich versah, stand sie am Gartenzaun und starrte auf das verheißungsvolle Grundstück daneben. Und plötzlich war da das kleine Mädchen auf der anderen Seite des Zaunes. Es lachte sie an und winkte sie zu sich, zeigte auf einen Durchschlupf auf ihrer Seite, redete in der Sprache, die Alesja nicht verstand. Schließlich sprang die Kleine fort und schwang sich übermütig auf eine Schaukel. Alesja schaute gebannt zu, wie sie sich bewegte, hin und her, hin und her ... Die Zeit schien seltsam still zu stehen, Zeit für schwere Erinnerungen ... an den Rest eines Spielplatzes,

auf dem schon lange keine Kinder mehr spielten ... mitten in einer Geröllhalde eine verlassene Schaukel, die sehr weit weg von hier stand, nur noch vom Wind bewegt, hin und her ...

Auf einmal hielt das fremde Mädchen in ihren Bewegungen inne. Kurz darauf war sie wieder am Gartenzaun und hielt ihr einen Teller entgegen ... mit einer köstlichen Waffel, goldbraun und knusprig, weiß gepudert mit Zucker. Alesja nahm die Waffel scheu entgegen, hörte sich selber „Hallo“ und „Danke“ sagen – und dann war kein Halten mehr. Sie biss in die Waffel hinein, voller Lebenshunger, schloss die Augen und genoss diesen kostbaren Moment. Das Mädchen gegenüber schien sich zu freuen, dass es ihr schmeckte, und winkte sie erneut zu sich rüber. Alesja ließ sich mitziehen, in die noch fremde, heitere Welt ... Da entdeckte sie das Trampolin, gleich neben der Schaukel. Auch das war ihr so fern und vertraut zugleich. Wie gerne waren sie immer darauf herumgesprungen. Ihre Freundinnen ... – würde sie sie jemals wiedersehen? Das Mädchen neben ihr schaute sie neugierig an, winkte sie mit auf das Trampolin. Nur widerstrebend folgte Alesja ihr. Das Nachbarkind begann zu hüpfen, sprang höher und höher und rief dabei „Eins, zwei, drei!“ Dann ließ das Mädchen sich lachend auf dem Trampolin auf den Po fallen, sprang gleich wieder in die Höhe und jauchzte erneut „Eins, zwei, drei!“

Alesja spürte, wie ihre Knie auf dem Trampolin anfangen, diesen Rhythmus aufzunehmen ... erst nur ganz leicht, vorsichtig federten ihre Beine mit. Und plötzlich bewegte sie sich im gleichen Takt wie das Mädchen, sprang höher und höher, fühlte sich leichter und leichter, rief selber die neuen Wörter „Eins, zwei, drei!“, ließ sich fallen und lachte.

Geflohen

Eva-Maria Gerstkamp

Sie wurde an Land geworfen
und rührte sich nicht.
Es war ihr Paradies,
aus dem sie vertrieben wurde.
Sie riss ihre Wurzeln aus,
ließ ihre Würde zurück.

Sie wurde in einen Zug gesetzt
und rührte sich nicht.
Sie schlief auf der Pritsche
in zugiger Turnhalle,
wünschte sich Zuflucht
im königlichen Jagdschloss.

Sie wurde geduldet
und rührte sich nicht.
Ihr Körper rebellierte
gegen fremdes Essen.
Angstgeister rumorten im Gepäck.
Kein Blick nach vorn.

Sie wurde bedauert
und rührte sich nicht.
Sie sah Frieden am Horizont,
schaute dem Schmerz
mitten ins Gesicht,
trieb neue Wurzeln aus.

Sie wurde gesehen
und rührte sich.



„Tote Taube am Wegesrand“ von Markus Bäcker, 2016,
21 x 30 cm, Bleistift auf Papier.

Am Kipppunkt

Markus Bäcker

Sie verstand nichts von klimatischen Wendepunkten und warum diese früher als erwartet eintreten konnten. Sie hatte auch keine Ahnung wie dick das Grönlandeis war und wie viel Wasser darin gespeichert sein mochte. Aber sie war ja auch keine Wissenschaftlerin, wie diese junge Frau von der britischen Regierung, die ihnen all

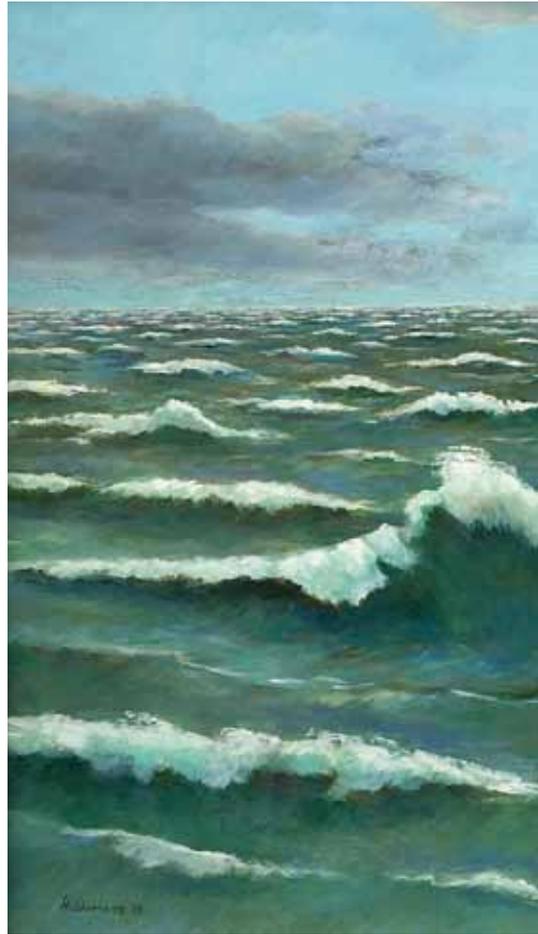
dies vor knapp zwei Wochen in einem Vortrag erläutert hatte. In Wirklichkeit wollte sie das Ganze auch gar nicht verstehen. Dafür war sie mit ihren 81 Jahren einfach zu alt. Nur einige der Jüngeren, und das bedeutete in Ynysfaig in den Fünfzigern zu sein, hatten interessiert zugehört und Fragen gestellt. Ihr genügte es zu wissen,

dass irgendein Gletscher jetzt stärker schmolz als erwartet und der Meeresspiegel rascher anstieg. Zu schnell für Ynysfaig und zu schnell für sie. Ansonsten hatte sie während des Vortrags an ihre Tiefkühltruhe gedacht. Das Ding musste sie einmal im Jahr abtauen, damit das Eis nicht überhandnahm. Danach startete sie den weißen Kasten erneut und ihre Welt war wieder in Ordnung. So einfach war das bei ihr, in dem kleinen Häuschen am Ende der Beach Road.

Aber das Klima schien eine kompliziertere Sache zu sein, denn je länger Dr. Susan Wilson, so hieß die Wissenschaftlerin, über die Zusammenhänge zwischen gefrorenen Gasen in Sibirien und dem Wetter in Wales sprach, umso weniger verstand sie. Trotzdem mochte sie die zierliche Frau mit der Hornbrille und dem Pferdeschwanz, weil sie sie an ihre Tochter erinnerte. Alice lebte schon lange nicht mehr in der kleinen Ortschaft an der Westküste. Sie hatte das regnerische Wetter ihrer Heimat noch nie leiden können und bereits kurz nach ihrem Studium dem „spießigen Großbritannien“ mit seiner „gottverdammten Queen“ den Rücken gekehrt, um nach Australien auszuwandern. Schon immer war ihre Alice sehr direkt gewesen und hatte mit ihrer aufsässigen Art so gar nicht in den beschaulichen Fischerort gepasst.

An der Abneigung ihrer Tochter gegenüber dem Königshaus war sie vermutlich selbst Schuld, weil sie in der Queen schon immer mehr als nur ihr Staatsoberhaupt gesehen hatte. Sie war damals ein kleines Mädchen von acht Jahren gewesen, als die junge Königin den Thron bestieg. Die Bilder der pompösen Zeremonie hatte sie mit ihren Eltern im Kino gesehen. Es war wie im Märchen, all die Reiter, Kutschen und prunkvollen Gewänder auf der Leinwand zu bestaunen. Die Flut der Eindrücke beflügelte ihre kindliche Phantasie und ließ sie, das Einzelkind, davon träumen, wie schön es sein könnte, wenn Elisabeth ihre große Schwester wäre. Dieses naive Band zu ihrer Königin hielt auch noch, als sie bereits erwachsen war. Ihr augenscheinliches Interesse an allem, was im Hause Windsor vor sich ging, führte auch dazu, dass ihr Mann sie mit dem Kosenamen Lissy bedacht hatte.

Dieser Besuch der Leute von der Regierung hatte alles durcheinandergebracht. An einem Freitagmorgen waren sie mit drei Autos und ei-



„Nordsee“ von Walter Gottlob Hiddemann, 1978, Ölfarbe auf

nem Transporter nach Ynysfaig gekommen. Sie hatten sich den alten Pub aufschließen lassen, der schon seit Jahren leer stand. Schließlich bot er den einzigen Raum in der Gemeinde, in dem sich die verbliebenen 212 Einwohner versammeln konnten. Den ganzen Tag über hatten sie den Schankraum für die Veranstaltung vorbereitet und sogar den Strom wieder angeschlossen. Als sie abends um Sechs mit den anderen Einwohnern den Pub betrat, sah sie, dass auch Tee und Gebäck bereitgestellt waren. Für Lissy ein untrügliches Zeichen, dass die Regierung schlechte Neuigkeiten dazu servieren würde. Und genauso war es auch.

Vor ein paar Jahren waren die Einwohner



Hartfaserplatte, 58,5 x 66 cm.

darüber informiert worden, dass sie ihren Ort bis zum Jahr 2045 verlassen sollten. Ab diesem Zeitpunkt könne die Regierung nicht mehr für ihre Sicherheit garantieren. Grund dafür war der stetig steigende Meeresspiegel. Ynysfaig lag nämlich nur ein paar Meter darüber und die Obrigkeit wollte sich die Kosten für einen Deich sparen. Schließlich gab es in Großbritannien ausreichend hochwassersichere Siedlungsgebiete. Darüber hinaus lehnte die zuständige Behörde auf Grund der langen Vorlaufzeit mögliche Ausgleichszahlungen kategorisch ab. Dieses Schreiben war für sie jedoch von keinem besonderen Interesse gewesen, weil es darin um eine Zukunft ging, die sie nicht mehr betraf. 2045

würde sie schon lange auf dem kleinen Friedhof von Ynysfaig liegen und von der Anhöhe aus dem Rauschen des Meeres lauschen. Dann wäre sie wieder vereint mit ihrem geliebten Mann James, der bereits vor zwei Jahrzehnten an Krebs gestorben war.

Doch das, was Susan Wilson ihnen vor ein paar Tagen eröffnet hatte, änderte alles. Die Wissenschaftler hatten sich geirrt und Ynysfaig würde bereits 15 Jahre früher in den Fluten versinken. Noch nicht einmal richtig rechnen konnten diese hochstudierten Leute. Infolgedessen mussten die Einwohner ihren kleinen Ort bereits in fünf Jahren verlassen haben. Und sie sollte im Alter von 86 Jahren in eine Stadt umziehen, die sie nicht kannte und die noch nicht einmal am Meer lag. Das Wenige an Zukunft, das noch vor ihr lag, war wie ein Kartenhaus zusammengefallen.

Am nächsten Tag erzählte sie ihrer Tochter am Telefon die schrecklichen Neuigkeiten. Alice schien davon wenig beeindruckt zu sein und schlug vor, dass sie einfach zu ihr nach New South Wales ziehen sollte. Aber das kam für sie überhaupt nicht in Frage. Sie wollte nicht in die Kolonie auswandern, sondern auf der Insel bleiben, wie ihre Eltern und Großeltern. Und wie diese wollte sie auch hier in Ynysfaig ihre letzte Ruhe finden.

Lissy erhob sich schwerfällig von dem abgenutzten Holzstuhl in ihrer Küche und ging langsam zur gegenüberliegenden Wand. Dort, über der betagten Anrichte, hing eine gerahmte Fotografie ihres Mannes. Sie musste sich mühevoll auf der Holzplatte abstützen, um das Bild vom Haken zu nehmen. Als sie es endlich geschafft hatte, wischte sie mit ihrem Ärmel über das verstaubte Glas. Lange schaute sie ihrem James in die Augen, bevor sie einen Kuss auf das Bild drückte. Bedächtig ging sie zum Küchentisch zurück und legte den Rahmen vorsichtig mit der Vorderseite darauf. Dann setzte sie sich wieder auf den Stuhl und öffnete die Tischschublade. Darin lag der alte Armeeevolver ihres Großvaters, der seinerzeit in Indien gedient hatte.



Gabriele Keiser

Geboren wurde Gabriele Keiser in Kaiserslautern. Nach etlichen Umzügen und Auslandsaufenthalten lebt die studierte Literaturwissenschaftlerin heute als freie Schriftstellerin, Lektorin und Dozentin in Andernach. Ihre Romane um die sympathische Kriminalkommissarin Franca Mazzari spielen im Dienstbezirk der Polizei Koblenz und vermitteln mit ihren interessanten Schauplätzen ein Gefühl für die Region. Der 8. Band dieser Reihe spielt in Remagen und erscheint im Frühjahr 2023. Titel: „Tatort Rheinbrücke“. Die Leiterin des VHS-Kurses „Schreiben!“ war etliche Jahre Vorsitzende des Verbandes deutscher Schriftsteller (VS) in Rheinland-Pfalz. Sie ist Mitglied in der Vereinigung deutschsprachiger Krimiautoren „Syndikat“ und wurde 2014 mit dem Kulturförderpreis des Landkreises Mayen-Koblenz ausgezeichnet.

► www.gabrielekeiser.de



Markus Bäcker

Der Autor und Grafiker wurde kurz nach der Mondlandung in Andernach geboren. Geprägt durch den geschichtlichen Reichtum dieser Region, verfolgt er eine Vielzahl an Interessen, was dem roten Faden in seinem Leben einen mäandrenden Verlauf gibt. Beruflich arbeitete er lange Zeit als Journalist und Redakteur im automotiven Bereich. Vor ein paar Jahren griff er das Schreiben als Reaktion auf gesellschaftliche Entwicklungen wieder auf. In seinen Arbeiten wirft er einen nüchternen Blick auf die Wirklichkeit und manchmal auch dahinter. 2018 brachte er unter dem Titel „Vom Ende her“ eine Sammlung von Kurzgeschichten heraus.



Johanna Braun

Seit jeher ein Bücherwurm, hat sie schon als Kind Geschichten für ihre Familie geschrieben und lange davon geträumt, eine weltbekannte Autorin zu werden. Ein Sprachenstudium und einige Auslandsaufenthalte später verschlug ein zweites Studium die Weltenbummlerin schließlich ins Rheinland. Auch wenn aus dem großen Roman nichts wurde, schreibt Johanna noch immer gerne. Absurdes, Alltägliches und andere Lebenswelten sind ihre Themen.



Ursula Germann

Die Neigung für das Zeichnen und Malen wurde bei der Andernacher Künstlerin bereits in der Grundschule geweckt. Wie das Leben aber so spielt, fing sie erst 2005 mit dem Malen an und besuchte mehrere private und VHS-Malkurse. Sie gehört seit Jahren zur Kunstgruppe Andernacher Regenbogen 94 und stellt ihre Werke in der Kunstgalerie CR aus. Ursula Germann leitet das traditionsreiche Andernacher „Kleine Antiquariat Jona“ sowie den „Büchermarkt“ in der Breite Straße - beides besondere Secondhand Bookshops. Zusammen mit anderen ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen werden soziale Projekte unterstützt und auch ein Beitrag zur Nachhaltigkeit geleistet.



Eva-Maria Gerstkamp

Die ehemalige Schulleiterin wurde in Mönchengladbach geboren und wuchs als behütetes „Zechenkind“ in einem historischen Stadtteil von Dortmund auf. Sie studierte Biologie und

Chemie für das Lehramt, war im Deutschunterricht tätig und auch als Schulbuchautorin beim Klett-Verlag. Heute lebt sie mit ihrer Familie im romantischen Unkel, ihrer neuen Heimat, wo sie bei Führungen auf stadtbekanntere Persönlichkeiten, wie den Ex-Kanzler Willy Brandt oder den Dichter Ferdinand Freiligrath hinweist. Auch hält sie Vorträge über die Sagenwelt des Siebengebirges. Seit ihrer Pensionierung liegt ihr Schwerpunkt im kreativen Schreiben.



Ursula Goldau

Die renommierte Künstlerin wurde gegenüber von Andernach im Weinort Leutesdorf geboren. Nach etlichen Aufenthalten anderswo, lebt die promovierte und mit internationalen Preisen ausgezeichnete Künstlerin heute auf beiden Seiten des Rheins. Sie ist Mitglied des Berufsverbands Bildender Künstler und organisierte zahlreiche Einzel- und Gruppenausstellungen im In- und Ausland. Neben anderen Projekten bereitet Ursula Goldau im heimischen Fronhof eine Stiftung zu Ehren ihres früh verstorbenen Großvaters Arnold Mohr vor. Die frühmittelalterliche Hofanlage ist das älteste Gebäude von Leutesdorf, das sie zusammen mit ihrem Ehemann, dem bekannten Kunsthistoriker Dr. Christian Rathke, auch für wechselnde Ausstellungen nutzt.



Ellen Graf

Die Autorin und Malerin wurde in Andernach geboren. Nach ihrem Studium der Sinologie, Klassisch-Chinesischen Philologie und Anglistik in Trier und Taipeh, lebte sie insgesamt 15 Jahre in Taiwan. Inzwischen ist sie wieder in ihrer Geburtsstadt ansässig und sieht sich als Beob-

achterin, die versucht, die Menschen und ihre Beweggründe zu erkunden, sowie das Leben zu studieren. Sie schreibt über Begebenheiten, die sie selbst erlebt hat und die sie beschäftigen.



Walter Gottlob Hiddemann

Der Koblenzer Maler und Fotograf (1904 - 1986) hatte sich den klassischen Themen Stillleben, Blumen, Landschaft und in der Frühzeit seines Schaffens auch Portrait verschrieben. Leben und Werk waren von einem sichtlichen Harmoniebedürfnis geprägt. Nach einer Lehre beim Hoffotografen Rupricht als Zulassungsvoraussetzung studierte er an der Akademie in München, lebte fortan als Bohemien und arbeitete nach dem Zweiten Weltkrieg als Reprofotograf beim Landesvermessungsamt in Koblenz. Seine Zeichnungen und Aquarelle verbindet eine enorme Detailtreue, seine Ölgemälde zeigen noch den Einfluss des gemäßigten Impressionismus und sind typisch für den Stil der Münchner Schule der damaligen Zeit. Werke von ihm sind im In- und Ausland vertreten, unter anderem auch in der neuen Nationalgalerie Berlin.



Rezan Jango

Der syrische Kurde, mit bürgerlichem Namen Rezan Said, wurde 1990 in der Stadt Derik (Al-Malikiyah) im äußersten Nordosten Syriens geboren. Absolvent der englischen Sprachabteilung der Salahaddin-Universität in Erbil. Er arbeitete mehrere Jahre als Übersetzer (Kurdisch-Englisch-Arabisch) in Erbil. Er kennt sich gut mit englischer Literatur aus und arbeitet an einem Roman in englischer Sprache. Arbeitstitel: „Thirty Minutes in the Shadows“.



Guido Theodor Krämer

Der Andernacher wurde 1967 geboren. In seiner Jugend schrieb er für diverse Musikmagazine. Später konzentrierte er sich neben seiner beruflichen Tätigkeit in der Kinder- und Jugendarbeit auf seine Aktivitäten als Sänger, Komponist und Texter. In der Folge erschienen einige CDs. Derzeit hat er seine musikalische Heimat bei den Eifelrockern von „Heavens a Beer“ gefunden. Seine Leidenschaft blieben jedoch stets historische Romane. Hier legt er großen Wert auf Authentizität. Seiner Meinung nach können Dialoge, die in einer geschichtlich angemessenen Sprache verfasst werden, helfen, den Leser in eine andere Zeit zu versetzen. Im Jahr 2017 erschien sein historischer Roman mit dem Titel „Bäckersmann und Tagedieb“, welchem 2021 das Kinderbuch „Pfotenstory“ folgt. Hauptberuflich ist der Autor der pädagogischen Arbeit treu geblieben. Er übt diese, mit Freude, in seiner Geburtsstadt aus.



Rita Krupp

Die pensionierte Förderschul- und Kunstpädagogin Rita Krupp aus Andernach malt Bilder in Öl und Acryl. Als Kind verlor sie bei einem häuslichen Unfall auf dem elterlichen Bauernhof in Miesenheim die rechte Hand. Mit ihrem Heimatort verbindet sie jedoch viele schöne Erinnerungen und eine glückliche Kindheit und Jugend. So zog es sie nach ihrem Studium in Koblenz und Mainz und ihrer ersten Arbeitsstelle in Bad Kreuznach zusammen mit ihrem Mann und ihren drei Kindern auch wieder zurück nach Andernach. Hier malt sie ihre Bilder von Heimat und Natur inzwischen nicht nur mit der linken Hand, sondern auch mit rechts und ihrer neuen myoelektrischen Handprothese. In diversen Kunstausstellungen nutzte sie die Gelegenheit, ihre Werke einem breiten Publikum vorzustellen.



Manfred Nachtsheim

Der passionierte Familienforscher und VFL-Bochum-Fan bräuchte einen 72-Stunden-Tag, um allen Interessen nachgehen zu können und dabei genügend lebenswichtige Nix-Tu-Phasen zu haben, die er mit Espresso und Buch auf dem Balkon oder im Garten seines Andernacher Hauses genießen kann. Mit dem Schreiben ist seit ein paar Jahren ein weiteres Herzblutthema dazu gekommen. Er hat daher beschlossen, wiedergeboren zu werden, um genügend Zeit für alles zu haben. Seit er sich ab April 2020 freilaufender Rentner nennen darf, hat ihn die steigende Anzahl von seltsamen „Zufällen“ in seiner Annahme bestätigt, dass das Universum nicht würfelt. In seinem blog kann man nachlesen, was er sonst noch so treibt:

► bearbone.blogspot.com



Dagmar Pascher

Nach frühkindlichen Vorlese-ritualen weckten ihre Eltern schon bald eigene Leselust in der Weitersburgerin, bekräftigt durch die Aussicht: „Wenn du ein Buch gelesen hast, bekommst du von uns ein neues.“ Das Versprechen war schon bald nicht mehr haltbar und es musste auf die örtliche Bibliothek zurückgegriffen werden. Zur Faszination des Lesens gesellte sich bei ihr mit den Jahren die Freude am Schreiben. Reiseeindrücke, Anekdoten, Besinnliches und Lustiges fanden den Weg vom Kopf zum Papier. Es bereitet der Rheinländerin einfach Freude, ihren Gedanken, Erlebnissen und Fantasien über das Gespräch hinaus durch das Festhalten und Ausmalen in Schrift und Bild eine etwas andere Dimension zu verleihen.



Klaus-Peter Püschel

Klaus-Peter Püschel wurde 1943 in Berlin geboren. Als Offsetdrucker lernte er dort zahlreiche Künstler und deren Arbeiten kennen, die ihn zu einer ersten Malausbildung bei dem Berliner Kunstmaler Hans Willatowski inspirierten. In den 1990er Jahren folgten erste Ausstellungen in mehreren großen Berliner Kaufhäusern. Kontinuierlich hat er sich in der Öl- und Acrylmalerei weitergebildet. Nach seinem Umzug nach Burgbrohl studierte er bei dem Andernacher Kunstmaler Heribert Elzer. Püschels Malerei bewegt sich zwischen Impressionismus und Expressionismus. Seine Landschaftsbilder sind geprägt von einer lebendigen Farbigkeit. Er ist Mitglied der Initiative Bad Breisiger Künstler und der Künstlergemeinschaft Augstmühle Mayen.



Carmen Rakemann

Die Künstlerin ist in Celle geboren, in Hemeringen/Hameln aufgewachsen, hat einige Umzüge in Kauf genommen, um sich weiterzubilden. Unter anderem hat sie in der dreijährigen Gestalttherapieausbildung mit Träumen und Visionen gearbeitet und persönliche Lebensthemen gemalt. Auf ihrer intensiven Suche gelangte sie in ihre heutige ausdrucksstarke Malerei in vielerlei Techniken. Zahlreiche Ausstellungen, u.a. in Berlin, Brüssel, Freiburg, in denen sie Werke in Holz, mittels Nägeln, Öl- sowie Acrylfarben präsentierte. Im VHS-Kurs „Schreiben!“ feilt sie an ihrer Biographie, in die auch Teile ihrer außergewöhnlichen Krankengeschichte einfließen. Sie lebt in ihrem Wohnatelier in einem Jugendstilhaus und leitet die Kunstgalerie CR in der Stadthausgalerie Andernach.



Petra Schmidbauer

Berufliche Gründe brachten die Mikrobiologin und OP-Schwester mit ihrer Familie an den Rhein. Bei ihrem Umzug von Berlin nach Andernach kam ihr sehr zugute, dass sie gern und aufmerksam Menschen beim Erzählen zuhört, denn dazu bieten die aufgeschlossenen, kontaktfreudigen Rheinländer genug Gelegenheiten. Da ihre drei Kinder bereits erwachsen sind, findet sie ausreichend Zeit, viele ihrer neuen Eindrücke schreibend festzuhalten. Sie ist immer bereit, dazu zu lernen und sich zu verbessern. Deshalb schloss sie sich dem VHS-Kurs „Schreiben!“ an, wo sie Inspiration und anregenden Austausch über ihre Erlebnisse und ihr Schreiben findet. Schon als Kind liebte sie es, Geschichten über andere zu sammeln und fühlte sich, als bekäme sie mit jeder ein Stück Leben dazugeschenkt. Das Schöne am Schreiben für sie ist, dass sie sich aussuchen kann, an welchem Ort sie gerade sein will und entscheiden kann, dort zu bleiben, wo es ihr gefällt.



Gerda Stark

Sie ist in Schleswig-Holstein geboren und aufgewachsen. Bei einem Besuch in Andernach lernte sie ihren späteren Ehemann kennen und fand in Miesenheim eine neue Heimat. Beruflich war sie als Büroangestellte beschäftigt. Nun macht es ihr Spaß, eher sachliche Berichte zu verfassen. Im VHS-Kurs „Schreiben!“ lernt sie, wie man interessante, spannende Texte formuliert und Emotionen zum Ausdruck bringen kann. Mit Gymnastik, Tanzen und Fremdsprachenlernen hält sie sich körperlich und geistig fit.



Rolf Struve

Mit der Entscheidung, eine Ausbildung zum Metallformer zu beginnen, legte der Andernacher bereits früh den Grundstein zu seiner späteren künstlerischen Tätigkeit. Bei der Firma Ahlmann lernte er im Metallguss-Verfahren vorwiegend Maschinenteile herzustellen. Nach und nach kamen dann auch kunstgewerbliche Produkte hinzu. Ein Studium an der Duisburger Hüttenschule ermöglichte ihm vor über vierzig Jahren seine eigene Maschinen- und Kunstgießerei zu eröffnen. Im Jahr 1984 ergab sich für ihn der außergewöhnliche Glücksfall, dass er die Bronzeplastik der Bäckerjungen für den Brunnen auf dem Marktplatz seiner Heimatstadt gestalten durfte. Neben dem Kunstguss ist die Malerei eine weitere Leidenschaft von Rolf Struve. Aber anders als sein Handwerk hat er sich diese künstlerische Ausdrucksform autodidaktisch beigebracht.



Petra Weber

Geboren wurde Petra Weber 1963 im Westerwald. Sie studierte Germanistik sowie Katholische Theologie und arbeitet heute als Lehrerin an einem Gymnasium. Seit fast dreißig Jahren lebt sie in Andernach, nicht weit entfernt vom Rhein. Einen großen Teil ihrer Freizeit widmet sie dem Schreiben und Malen. Etliche Kurzgeschichten und Gedichte wurden bereits veröffentlicht. Einige ihrer Bilder wurden ausgestellt unter anderem in Neuwied bei „Kunst im Karree“ und in der Andernacher Kunstgalerie CR von Carmen Rakemann. Im Herbst 2021 erschien im Verlag Books on Demand „Mein Reimkrokodil“. Es ist ihr erstes Kinderbuch, mit eigenen Illustrationen, das sie inzwischen in mehreren Lesungen in der Region vorgestellt hat.

► www.petra-weber-art.de



Hasan Ze Alnoon

Foto: BKM/
bundesfoto/
Christina Czybik

Der syrische Dichter ist in Damaskus geboren und aufgewachsen. Er studierte Jura an der Universität Damaskus,

eine Lesereihe wurde aufgrund seiner regimekritischen Lyrik zensiert. Er beteiligte sich an der friedlichen Revolution 2011, wurde verhaftet und floh 2015 nach Deutschland. In seiner Lyrik thematisiert er Diktatur, Krieg, die Zerstörung Syriens, aber auch die Sehnsucht nach Freiheit sowie die Erinnerung und die Liebe. Seit seiner Ankunft in Deutschland ist er als Dichter in Berlin, an der Volksbühne und am Hans-Otto-Theater aufgetreten. Er war Gast beim Parataxe-Symposium VII NAHOSTBERLIN und veröffentlichte 2020 und 2021 einige teilweise selbst produzierte Podcasts sowie Artikel in arabischsprachigen Online-Magazinen. Mit der Organisation „Storytelling Arena“ war er in Schweden und Finnland unterwegs. Er hat über 40 Gedichte geschrieben und arbeitet an der Fertigstellung eines Gedichtbandes.



Karin Zielke

Nach Andernach kam die Berlinerin mit ihrer Familie durch eine berufliche Veränderung ihres Mannes. Neugierig und an vielem interessiert, ließ sie sich auf das ihr unbekannte Kleinstadtleben ein. Bücher begleiten sie seit ihrer Kindheit und Lesen ist ihre größte Leidenschaft. Die Stadtbücherei in Andernach wurde zu einer ständigen Anlaufstelle. Während langer Auslandsaufenthalte schrieb sie viele Briefe an Verwandte und Freunde. Daraus entwickelten sich kleine Reiseberichte und Kurzgeschichten. Viele Jahre später, nachdem sie wieder nach Andernach zurückgekehrt war, nahm sie teil am VHS-Kurs „Schreiben!“. Sie sieht darin eine Möglichkeit, das Gelernte in weiteren Geschichten zu verbessern und unterhaltsam zu gestalten.

Das Literaturwerk Rheinland-Pfalz-Saar e.V.

Das Literaturwerk fördert rheinland-pfälzische und saarländische Literatur sowie die Vernetzung von Autor:innen. In diesem Sinn ist das Literaturwerk Brückenbauerin zwischen Verlagswesen, Buchhandel, Politik und Literatur-schaffenden. Es organisiert und fördert zudem Schreib- und Sprech-Seminare, Workshops zum Hörspiel, zu Marketing und Organisation (Self-publishing, Social Media, Pressearbeit ...), sowie der Präsentation des eigenen Werks, Projekte im Rahmen des Kultursommer Rheinland-Pfalz und die Teilnahme an regionalen Büchermessen. Alle zwei Jahre vergibt das Literaturwerk den Debütpreis für „junge“ Autor:innen. Ferner unterstützt das Literaturwerk regionale Literaturprojekte. Ziel ist, dass rheinland-pfälzische und saarländische Literatur an vielen Orten sichtbar wird. Die Erfahrung zeigt, Literatur wird vor allem im Umfeld der Autor:innen besonders gut angenommen.

Brigitta Dewald-Koch
1. Vorsitzende des Literaturwerks Rheinland-Pfalz-Saar e.V.

HERAUSGEBER

Literaturwerk
Rheinland-Pfalz-Saar e.V.
Lion-Feuchtwanger-Str. 13a
55129 Mainz

KONTAKT

Brigitta Dewald-Koch
(1. Vorsitzende)
Tel.: 0 61 31 - 5 97 03
Mail: info@dewald-koch.de

STAND

April 2023

AUFLAGE

2.000 Stück

INHALT

Für die Inhalte von Texten und Bildern sind die jeweiligen Urheber:innen verantwortlich.

REDAKTION & LEKTORAT

Gabriele Keiser

KONZEPT & LAYOUT

Markus Bäcker

DRUCK

mohrmedien gmbh
Metastraße 3
56579 Rengsdorf
Gedruckt auf FSC-zertifiziertem Papier

NACHDRUCK

Nachdruck, Reproduktion oder Verwendung/Speicherung in elektronischen Systemen - auch auszugsweise - nur mit schriftlicher Genehmigung.

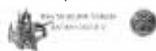
WILLKOMMEN... ZUHAUSE !? FLUCHT & VERTREIBUNG



SONDERAUSSTELLUNG
26. MAI BIS 29. OKTOBER 2023

**STADTMUSEUM
ANDERNACH**

In Kooperation mit



STADTMUSEUM ANDERNACH

Hochstr. 99 (direkt neben Christuskirche und Schlossgarten)
56626 Andernach

Tel.: 02632/308133

E-Mail: stadtmuseum@andernach.de

www.andernach-kultur.de/stadtmuseum

 **Volksbank
RheinAhrEifel eG**

Wir sind Heimat!

 **Kreissparkasse
Mayen**

IHR STADTWERK  HAFEN
ENERGIE
UND MEHR
Andernach